

Jahrgang 50 • Heft 2 • 2021

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Georg Vobruba:
Spannungsabbau
- Matthias Leanza, Axel T. Paul:
Kolonialismus und globale Moderne
- Bernhard Schäfers:
Soziologen-Tag in Leipzig 1991
- Ergebnisse der Wahlen zu Vorsitz,
Vorstand und Hälfte des Konzils der DGS

DGS DEUTSCHE
GESELLSCHAFT
FÜR SOZIOLOGIE

campus

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 2 • 2021

Herausgeberin im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Sina Farzin (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/97 35 648 (Redaktion) oder 089/6004 3139 (Sina Farzin)

Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Birgit Blätzel-Mink, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Soziologie, Theodor-W.-Adorno-Platz 6, D-60323 Frankfurt am Main, E-Mail: b.blaetzel-mink@soz.uni-frankfurt.de, Tel.: 069/798 36660

Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Dr. Sonja Schnitzler (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/1838 138, Fax: 0201/1838 232

Schatzmeisterin der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Dr. Larissa Schindler, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Soziologie, Jakob-Welder-Weg 12, D-55128 Mainz, E-Mail: larissa.schindler@uni-mainz.de, Tel.: 06131/39 29425

Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter www.sozioologie.de

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils acht Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der SOZIOLOGIE werden erfasst über EBSCO Sociology Source Ultimate sowie in den CSA Sociological Abstracts und dem Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS, beide erreichbar über Gesis – Sowiport (sowiport.gesis.org).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübemann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, D-69441 Weinheim, Tel.: 06201/6007-386, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement und Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: 06201/6007-330, E-Mail: medienservice@beltz.de

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jahresabonnement privat 78 €, Studierende / Emeriti 35 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 118 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2021

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial 135

Identität und Interdisziplinarität

Georg Vobruba
Spannungsabbau 137

Matthias Leanza, Axel T. Paul
Kolonialismus und globale Moderne 150

Bernhard Schäfers
Soziologen-Tag in Leipzig 1991 166

DGS-Nachrichten

Protokoll der Auszählung der Wahlen zu Vorsitz,
Vorstand und Hälfte des Konzils 2021 der
Deutschen Gesellschaft für Soziologie e.V. (DGS) 179

**Jan Dirk Hoffmann, Birgit Blättel-Mink,
Hubert Knoblauch und Sonja Schnitzler**
Digitaler DGS-Kongress 2020 182

Preise der DGS für herausragende Abschlussarbeiten
Daniel Drewski
National and regional symbolic boundaries among EU elites 187

Alexandra Schauer
Gesellschaftlicher Veränderungswille oder ohnmächtige Angst? 198

Veränderungen in der Mitgliedschaft 210

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

Sektion Soziologie des Körpers und des Sports 213

Sektion Wissenschafts- und Technikforschung 216

Arbeitsgruppe Soziologische (digitale) Lehre 219

Nachrichten aus der Soziologie

Andrea Maurer	
Hans Albert zum 100. Geburtstag	223
Ein kurzes Gespräch mit Steffen Mau, Gottfried Wilhelm Leibniz-Preisträger 2021	228
Schader-Preis 2021 für Armin Nassehi	233
Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie	234
Francis Le Maitre, Kim Meyer, Veronika Zink / Jeffrey Alexander In memoriam Bernhard Giesen	235
Call for Papers	241
Scheitern in den Wissenschaften • Stadtsoziologische Forschung heute • Organisation und Bewertung von Nachhaltigkeit • 1 st International and Interdisciplinary Conference on Spatial Methods	
Tagungen	249
Komplexe Methodendesigns in der multi-, inter- und trans- disziplinären Nachhaltigkeitsforschung • Qualität im Hochschulsystem	
Autorinnen und Autoren	254
Abstracts	256

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

Fühlen Sie sich auch als Krisengewinnler? Zumindest der Disziplin, der Sie angehören, hat der SPIEGEL im letzten Oktober dieses Etikett verliehen. Die Corona-Pandemie, so die nicht ganz charmante Analogie, habe die Nachfrage nach Toilettenpapier und soziologischen Deutungsangeboten in ungekannte Höhen schnellen lassen. Wenn man die Analyse der Tiefenstruktur solcher Parallelisierungen lieber den Kollegen und Kolleginnen in der Psychologie überlässt, kann man sich über das öffentliche Interesse an soziologischem Wissen vielleicht einfach freuen. In diesen Tagen doziert etwa Kanzlerkandidat Olaf Scholz über Politik in einer »Gesellschaft der Singularitäten«, um gleich noch einen Verweis auf den unter SoziologInnen eher vergessenen dystopischen Essay »The Rise of Meritocracy« von Michael Young hinterherzuschieben. Beeindruckend angewachsen ist inzwischen auch die Sammlung der soziologischen Stimmen zur Corona-Pandemie, die seit einem Jahr auf der Homepage der DGS gesammelt und verlinkt werden. Dabei stehen zumeist die sozialen Effekte der Pandemiebekämpfung im Fokus, etwa für die Verteilung von Care-Arbeit, auf die beispielsweise Jutta Allmendinger und andere immer wieder hinweisen. In den USA erklärt derweil Zeynep Tufekci einem wachsenden Publikum unermüdlich nicht nur die absehbaren Folgen der Pandemie, sondern die Bedeutung sozialer Ursachen für die Verbreitung von Ansteckungen und den Grad der Bereitschaft, Verhaltensregeln einzuhalten. Und in diesem Heft sind gleich zwei hochrangige Wissenschaftspreise für Vertreter unserer Disziplin zu vermelden. Das ist doch irgendwie auch eine gute Nachricht inmitten krisenhafter Zeiten, oder nicht?

Blickt man in das vorliegende Heft, steht dabei nicht zu befürchten, dass die Disziplin vor lauter erfolgreicher »public sociology« die internen Diskussionen aus dem Blick verliert. Axel T. Paul und Matthias Leanza fügen der Debatte um die Perspektiven einer postkolonialen Soziologie, die 2018 in Heft 4 mit der E-maildiskussion zwischen Manuela Boatcă, Julian Go und mir ihren Anfang nahm, ein weiteres Kapitel zu und es wird spannend sein zu sehen, ob nun alle Argumente ausgetauscht wurden.

Kanzlerkandidaten und ihre Soziologielektüre hin oder her – einen ersten Höhepunkt des Superwahljahrs 2021 haben wir übrigens schon hinter uns gebracht: Die Gremienwahlen der DGS sind abgeschlossen und Sie finden in diesem Heft das Wahlprotokoll mit allen Ergebnissen. Für mich bedeutet diese Wahl den Abschied aus dem Vorstand und der Redaktion. Ich danke Karin Lange und Sylke Nissen für die Zusammenarbeit in den letzten vier Jahren, die mir meine Arbeit als Herausgeberin stets leicht gemacht hat, und freue mich auf Heft 3 der SOZIOLOGIE – dann wieder als Leserin.

Herzlich, Ihre
Sina Farzin

Spannungsabbau

Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Soziologie der Kritik¹

Georg Vobruba

Was ist Kritik?

Kritik setzt an bei der Unterscheidung zwischen einem Ist-Zustand und einer Soll-Vorstellung.² Durch den Vergleich beider wird eine kritische Differenz beobachtbar und so interpretiert, dass sich daraus eine Aufforderung zu Handeln ergibt.³ Gesellschaftskritik setzt also *Akteure* voraus, die *Wissen* über die kritische Differenz zwischen einem Ist-Zustand und einer Soll-Vorstellung der sozialen Verhältnisse haben, an das sich *Handeln* zur Behebung dieser Differenz anschließen lässt. Akteure – Wissen – Handeln. Man sieht: Es geht bei Gesellschaftskritik um die Konstitution von Wissen und um die Umsetzung von Wissen in Handeln. Damit zugleich geht es um die Grenzziehung zwischen Theorie und Praxis.

Kritische Theorie hat Gesellschaftskritik als Intention, die Soziologie der Kritik nimmt Gesellschaftskritik als ihr Thema. Beide werden als rivalisierende Ansätze behandelt.⁴ Die wechselseitige Kritik beider Ansätze, dass die Gesellschaftskritik der Kritischen Theorie die Kompetenz der Soziologie

1 Überarbeitete Fassung meines Beitrags zum Plenum I am 40. Kongress der DGS, 14. bis 24. September 2020.

2 Traditional: Der Istzustand wird an einem Sollzustand gemessen, der sich aus der Sache (dem Text) selbst ergibt. Modern: Der Ist-Zustand wird an einer Soll-Vorstellung gemessen, die von außen kommt mit dem Anspruch, berechtigt zu sein.

3 Zum Zusammenhang von Beobachten, Interpretieren und Handeln vgl. Vobruba (2019a).

4 Als Überblick dazu Vobruba (2020a: 61 ff.).

überschreite und dass die Soziologie der Kritik das Kritisieren der Gesellschaft verweigere, ergibt ein gewisses Spannungsverhältnis. Ich werde Möglichkeiten und Grenzen des Spannungsabbaus zwischen Kritischer Theorie und Soziologie der Kritik in zwei Schritten untersuchen. Zuerst werde ich die Entwicklung der beiden Diskursstränge skizzieren, in der systematischen Absicht, Verknüpfungsmöglichkeiten zu identifizieren. Und dann werde ich Verknüpfungsmöglichkeiten zwischen beiden Ansätzen suchen.

Reflexivität und Immanenz

Ausgangspunkt sind zwei Gemeinsamkeiten von Kritischer Theorie und Soziologie der Kritik: Reflexivität und Immanenz. Allerdings hat dies nicht zu wechselseitigen Verknüpfungen, sondern zu Spannungen geführt. Die Frage ist: Warum eigentlich?

(A) Reflexivität bedeutet für die Kritische Theorie Ideologiekritik. Seit Marx wird unter Ideologiekritik der Nachweis verstanden, dass ein Wissenskomplex, der mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit auftritt, tatsächlich von partikularen Interessen bestimmt wird. Dabei freilich wird der eigene theoretische Standpunkt von dieser Reflexion ausgenommen. Praktisch war das konsequent, da Ideologiekritik als Kampfinstrument verstanden wurde. Es ging darum, sich selbst in eine überlegene Position zu bringen und von ihr aus die Unhaltbarkeit/Unredlichkeit der gegnerischen Position nachzuweisen. Theoretisch bedeutete es, dass das Außer-Streit-Stellen der eigenen Position die Vorstellung von apriori gesetzter Wahrheit implizierte (dazu Plessner 1985).

(B) Immanenz der Kritik war zur Zeit von Marx und Engels noch kein Problem. Denn ihre Gesellschaftskritik sah zwar das Proletariat als Akteur vor, doch ging dessen Handeln in dem auf, was man seine »objektive historische Bestimmung« nannte. Es geht, schreibt Karl Marx in der Einleitung zum »Kapital«, um das »Naturgesetz« der Bewegung der Gesellschaft. Die Theoretiker sahen sich in der »Bewegung« aufgehoben. Die trennscharfe Unterscheidung von Theorie und Praxis, ebenso wie die Vermittlung zwischen beiden, war noch kein Problem. Denn Theorie verstand sich als ein Moment der Praxis.

Die klassische Kritische Theorie schwächt den geschichtsphilosophischen Rahmen ab. Theoriearbeit gewinnt ebenso an Eigenständigkeit wie

das Denken und Handeln »der Massen«. Temporäre Gegensätze zwischen Intellektuellen und Massen (Horkheimer 1937: 268) sind darum möglich. Letztlich entsteht daraus jedoch kein Problem der Vermittlung von Theorie in Praxis, denn es werden »der Theoretiker und seine ihm spezifische Aktivität mit der beherrschten Klasse als dynamische Einheit gesehen« (ebd.: 269). Referenz dieser Kritik sind von der »warenproduzierenden Konkurrenzgesellschaft« verschüttete »objektive Möglichkeiten«, deren Realisierung zur »Assoziation freier Menschen« führt (Marcuse 1937: 643).

Klassische Wissenssoziologie

Die klassische Wissenssoziologie befasst sich mit der »Seinsgebundenheit« (Mannheim 1984: 47) allen Wissens. Sie generiert soziologisches Wissen über die gesellschaftlichen Bedingungen von Wissen. Ihre Reflexivität legt sie zugleich auf strikte gesellschaftliche Immanenz fest: Es geht um die Leute in der Gesellschaft und um das »Problem, wie Menschen wirklich denken« (Mannheim 1995: 3). Ausgangspunkt der Wissenssoziologie ist die Verallgemeinerung der Ideologiekritik. »Ideologie« ist nicht mehr der Vorwurf, das Wissen eines Gegners sei von seinen partikularen Interessen präformiert. Vielmehr etablierte Mannheim den Ansatz, dass *alles* Wissen aus sozialen Bedingungen zu erklären ist. Er transformiert den Ideologiebegriff von der »Kampfapparatur einer Partei« zum soziologischen Analyseansatz. Ideologie im traditionellen Verständnis wird *entlarvt*, im neueren, Mannheimschen Verständnis *erklärt*.

Die Etablierung des Verständnisses, dass Wissen nicht mehr aus sich selbst zu erklären ist, sondern aus sozialen Bedingungen erklärt werden kann, bedeutet für die Soziologie das Einziehen einer Reflexionsebene, für die Philosophie eine Zumutung. Was genau unter dieser Bedingtheit zu verstehen ist, hat sich mit der Entwicklung der Wissenssoziologie allerdings markant gewandelt. Dies lässt sich am leichtesten verstehen, wenn man zwei Ebenen der Bedingtheit des Wissens bei Mannheim unterscheidet: die Ebene der Sozialstruktur und die Ebene der Weltbilder.⁵

5 Vielleicht lässt sich damit zugleich dem Einwand von Helmuth Plessner begegnen, dass Mannheim durch seine Verallgemeinerung des Ideologiebegriffs übersehen muss, dass es Situationen gibt, »für welche das vom Marxismus entworfene strategische Instrumentarium im Sinne seiner revolutionären Polemik einen empirisch soziologischen Wahrheits-

Die Ebene der Weltbilder

Mannheim führt die Entstehung des Bedarfs an Reflexion über die Konstitutionsbedingungen von Wissen überhaupt (also: die Entstehung der Wissenssoziologie) auf eine »Krisensituation des Denkens« (Mannheim 1995: 51; Mannheim 1932) seiner Zeit zurück. Damit meint er die Auflösung traditionaler Glaubens- und Denkgewissheiten, wie sie von Kirche und Klerus repräsentiert worden waren (Mannheim 1995: 12), und die Pluralisierung der Weltbilder in der Moderne (ebd.: 21). Ganz allgemein: das »Verschwinden des göttlichen Bezugspunktes« (ebd.: 65) der Welterklärung. Hat man die spätere Ausarbeitung dieses Themas (Dux 2017a; Dux 2017b) im Hinterkopf, lassen sich die zahlreichen Bemerkungen Mannheims als Wandel vom traditional-absolutistischen Weltbild zum modern-relationalen Weltbild interpretieren.

Die revolutionäre Neuerung der Wissenssoziologie besteht darin, Wissen als *fait social* überhaupt soziologisch ernst zu nehmen und in das Erklärungsschema von unabhängiger und abhängiger Variable einzufügen. Wie umstürzend dies war, sieht man leicht ein, wenn man bedenkt, dass bis dahin im Grunde Wissen aus Wissen aus Wissen aus Wissen etc. und letztlich aus einem absoluten Bezugspunkt abgeleitet wurde. Die traditional-absolutistische Logik konnte ein solches Erklären anleiten, so lange kein Bewusstsein für das Problem des infiniten Regresses⁶ bestand. Das Problem des infiniten Regresses tritt nicht auf, solange der absolute Bezugspunkt unbefragbar gilt; mit anderen Worten: solange die absolutistische Logik des traditionellen Weltbildes nicht in Frage steht. Wird der absolute Bezugspunkt der traditionellen Logik von Erklären befragbar, verliert er sein Absolutes und damit seine explikative Kraft. Mannheim spürt die Notwendigkeit, Theorie vom Bezug auf irgendein Absolutes (»Gott«, »Weltgeist«, »Natur«, »Vernunft«) auf Relationen zwischen gesellschaftlichen Elementen umzustellen. Dies führt zur zweiten Ebene.

wert besitzt.« (Plessner 1985: 70) Dieser wäre auf der Ebene des Zusammenhangs von Sozialstruktur und Wissen zu suchen.

6 Auch als Problematik des Schildkrötenturms bekannt. Eine knappe Darstellung mit einer netten Anekdote dazu findet man in Vobruba (2019b: 75).

Die Ebene der Sozialstruktur

Den Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und Wissen hat Mannheim systematisch ausgearbeitet. Die Tatsache, dass jede Art von Wissen aus sozialen Bedingungen erklärt werden kann, und dass die Etikettierung »Ideologie« dadurch ihren polemischen Charakter verliert, sieht er als Ergebnis der gesellschaftlichen Entwicklung selbst. Zwei Entwicklungsstränge wirken zusammen. Erstens geht die Entwicklung vom partikularen Ideologiebegriff, der die »mehr oder minder bewußte Verhüllung eines Tatbestandes« (Mannheim 1995: 53) meint, zum totalen Ideologiebegriff im Sinn einer »totalen Bewußtseinsstruktur« eines Kollektivs. Und zweitens geht die Entwicklung vom speziellen zum allgemeinen Ideologiebegriff (ebd.: 70). Speziell nennt Mannheim den Ideologiebegriff, der nur auf das Wissen des politischen Gegners zielt; allgemein ist er, wenn er auf jegliches Wissen angewendet wird. Die allgemeine Fassung des totalen Ideologiebegriffs ermöglicht es endlich, »auch den eigenen Standort als ideologisch zu sehen« (ebd.), also die Entstehung der Wissenssoziologie wissenschaftlich zu erklären. Das ist ihre Selbstreflexivität.

Mannheim erklärt das Wissen in der Gesellschaft im Wesentlichen aus seinen sozialstrukturellen Kontexten. Indem Wissen zum Gegenstand empirischer soziologischer Forschung wird, verschiebt sich auch die Grenzziehung zwischen Praxis und Theorie von Kritik. Kritik (auch die Kritische Theorie) wird als eine spezielle Praxis beobachtbar, soziologische Theorien, die diese Praxis aufnehmen, werden dadurch zu Theorien *über* Kritik.

Kritische Theorie

Die Verallgemeinerung des Ideologiebegriffs zur allgemeinen Reflexionskategorie weisen Horkheimer, Marcuse und Adorno zurück.⁷ Sie bestehen auf der Ideologielehre »in ihrer authentischen Gestalt« (Adorno 1987: 27), beharren auf dem Ideologiebegriff als Kampfbegriff und werfen der Wissenssoziologie vor: Sie »stellt [...] alles in Frage und greift nichts an.« (ebd.: 31) Die Kritische

⁷ »Die kritische Theorie ist nicht zuletzt kritisch gegen sich selbst, gegen ihre eigenen gesellschaftlichen Träger.« (Marcuse 1937: 646) Helmut Dubiel (1978: 83 f.) weist darauf hin, dass dies nur als Distanzierung der Kritischen Theorie von Parteitheorien gemeint war. Die Selbstreflexivität der Kritischen Theorie beschränkt sich aufs Organisatorische.

Theorie dagegen muss an einer außer Streit stehenden Referenz für Kritik festhalten.⁸ Ihr absoluter Bezugspunkt heißt »Vernunft«, welche jene »Wahrheit« verbürgt, die in den »dialektischen Begriffen« steckt (ebd.: 33).

Auch wenn die Kritische Theorie den absoluten Geltungsanspruch relativiert, indem sie »der Wahrheit einen Zeitkern zuspricht« (Horkheimer, Adorno 1969: IX), bleibt sie vorerst doch bei der traditional-absolutistischen Logik der Begründung. Den Kontrast zur Wissenssoziologie formuliert Herbert Marcuse so: »Die Soziologie, welche sich nur mit den Bedingtheiten beschäftigt, hat es nicht mit der Wahrheit zu tun; ihr in manchem nützlich Geschäft verfälscht das Interesse und das Ziel der kritischen Theorie.« (Marcuse 1937: 643) In der Sicht der Kritischen Theorie gibt die Wissenssoziologie den Bezug zur Wahrheit mutwillig preis, in der Sicht der Wissenssoziologie hat die Pluralisierung der Wertesysteme in der Moderne diesen Bezug aufgelöst.

Kaum zehn Jahre nach dieser Debatte, unter dem Druck der unerträglichen politischen Verhältnisse, geben Horkheimer und Adorno jede voraussetzbare Referenz für Kritik auf. In den damaligen sozialen Verhältnissen waren für die Kritische Theorie keinerlei Adressaten mehr zu erkennen. Darum ist die Dialektik der Aufklärung eine Flaschenpost.⁹ Für die Theorie gibt es nichts der Kritik Vorgelagertes, keine Referenz »Vernunft« mehr. Jetzt wird die Kritik total, erfasst auch die Vernunft und richtet ihre Reflexivität gegen sich selbst. Horkheimer und Adorno behalten den Modus der Kritischen Theorie bei, der die externe Referenz »Vernunft« benötigt, verlieren aber diese Referenz als Folge des Reflexiv-Werdens ihrer Kritik. Indem die reflexiv gewordene Kritik sich selbst erfasst, hebt sie sich aus. Das begründungslogische Verfahren, das beibehalten wird, muss darum ins Leere gehen. Darum »verliert die sich überschlagende Kritik die Richtung« (Habermas 1985: 153; vgl. ebd.: 144). Das Unternehmen endet in der Paradoxie, mit den Mitteln der Kritik das Ende der Kritik zu begründen.

Mit dieser Wendung vollziehen Horkheimer und Adorno in gewisser Weise Mannheims Verallgemeinerung der Ideologiekritik nach. Aber die

8 Man kann auch sagen: Horkheimer und Adorno kennen den blinden Fleck in ihrer Gesellschaftsbeobachtung und verteidigen ihn entschlossen.

9 Zum Begriff: Horkheimer nennt in einem Brief vom 10. Juni 1940 an Saskia Viertel »unsere gegenwärtige Arbeit [...] eine Art Flaschenpost.« (Horkheimer 1995: 726) Zu den Bruchlinien innerhalb des Nazi-Systems, insbesondere angesichts der sich abzeichnenden Niederlage im 2. Weltkrieg vgl. Neumann, Marcuse, Kirchheimer (2016).

Schlussfolgerungen daraus unterscheiden sich stark. Ich sehe hier zwei Möglichkeiten der Weiterentwicklung.¹⁰

Die eine Möglichkeit besteht darin, neue Referenzen für Kritik zu suchen. Das ist die Strategie der kritisierenden Soziologie und Philosophie. Dabei ergeben sich zwei Probleme. Erstens verschiebt sich das Problem von der Begründung von Kritik auf das Problem der Begründung der Gründe für Kritik und so weiter, ohne Chance auf einen stabilen Anfang. Und zweitens stehen solche Bemühungen vor einem Dilemma. Einerseits muss die Referenz für Kritik allgemein gehalten sein,¹¹ um sich auf weit reichende tatsächliche Geltung stützen zu können. Andererseits muss sie aber ausreichend konkret sein, damit die Aussagekraft der auf sie gegründeten Kritik nicht verloren geht.

Die andere Möglichkeit schließt an die Wissenssoziologie an. Die Soziologie der Kritik begibt sich in eine Beobachtungsposition zu Kritik als einer sozialen Praxis und macht sie zum empirischen Forschungsgegenstand. Folglich geht es um Bedingungen und Folgen von Kritik, nicht um das Kritisieren selbst. Die Frage ist, wie sich in diese Forschungsstrategie ein kritischer Impuls integrieren lässt.

Kritisierende Theorie

Die neueren Ansätze einer kritisierenden Soziologie und Philosophie geben den geschichtsphilosophischen Rahmen auf und konzentrieren sich darauf, ihre Kritik in einer normativen Soll-Vorstellung als Referenz zu verankern. Das Kernproblem besteht nun darin, wie sich eine normative Grundlage für Gesellschaftskritik mit wissenschaftlichem Anspruch finden lässt, ohne selbst in die absolutistische Logik zurückzufallen. Leider verhält es sich mit allen Versionen kritisierender Theorie und der absolutistischen Logik wie mit dem Hasen und dem Igel.

10 In einem früheren Beitrag habe ich die beiden Varianten, *Kritische Theorie* und *neue Referenzen*, als »kritisierende philosophische und soziologische Theorien« zusammengefasst (Vobruba 2020a: 62). Tatsächlich unterscheiden sie sich, was die ihnen zugrunde liegende Logik betrifft, kaum. Aber sie ziehen aus der Erosion dieser Logik unterschiedliche Konsequenzen: Die Kritische Theorie sieht es ein und kreist ohne Hoffnung um eine Paradoxie, die Suche nach neuen Referenzen dagegen erfolgt dem Zerfall der traditional-absolutistischen Logik zum Trotz.

11 So etwas wie das *greatest happiness principle* von Jeremy Bentham.

Die Grundlegung der kritisierenden Theorie von Jürgen Habermas beruht auf der kritischen Differenz zwischen Pathologien, die aus Übergriffen systemischer Prozesse auf die Lebenswelt entstehen, als Ist-Zustand und der Vernunft, die jeder gelungenen Kommunikation vorauszusetzen ist, als Referenz der Kritik. Gegen beides bestehen Bedenken. Erstens, gesellschaftliche Pathologien können nicht nur durch das Eindringen systemischer Prozesse in die Lebenswelt entstehen. Spiegelbildlich sind ebenso Störungen komplexer Systemprozesse denkbar, und zwar durch eine Politik, die sich an lebensweltlichem Einfachdenken (Vobruba 2019b) orientiert. Für aggressive Vereinfachungsversuche komplexer Gesellschaften zum Schaden aller bietet der Populismus Evidenz (Vobruba 2020b). Die symmetrische Anlage der beiden Argumente zeigt, dass Habermas' Kritik-Konstruktion instabil ist. Und zweitens ist fraglich, ob die kommunikationstheoretische Begründung der normativen Referenz für Kritik tatsächlich strikt »nachmetaphysisch« ist, also ohne einen absoluten Anfang auskommt. Habermas sieht die Nähe zur traditionell-traditionalen Theorieanlage und fragt, den Einwand vorwegnehmend: »Verraten nicht Untersuchungen, die ohne Erröten den Begriff der kommunikativen Vernunft verwenden, universalistische Rechtfertigungsansprüche, die den nur zu gut begründeten metaphysischen Bedenken gegen Ursprungs- und Letztbegründungstheorien verfallen müssen?« (Habermas 1982: 586) Die Antwort lautet: Ja. Denn die »kommunikative Vernunft« als kontrafaktische Annahme und Kritik-Referenz ist selbst ein normatives Postulat (Bittner 2009: 141).

Explizit oder implizit haben die meisten neueren Ansätze die Prämisse von Jürgen Habermas akzeptiert, dass die kritisierende Theorie eine normative Grundlage benötigt und dass Geschichtsphilosophie keine solche Grundlage bietet. Allerdings wird die Kritikwürdigkeit des Ist-Zustands meist als evident vorausgesetzt, die normative Referenz für Kritik wird weniger aufwändig begründet, das Problem des infiniten Regresses übergangen. Ein leicht zugängliches Beispiel: Rainer Forst sieht die Notwendigkeit für »einen normativen Anker« für Kritik, »der als schlechterdings nicht verrückbar gilt« (Forst 2009: 150) als praktische Akteursüberzeugung. Gut. Aus der Beobachtungsperspektive der Soziologie aber wird man damit rechnen, dass unterschiedliche Akteure höchst unterschiedliche normative Vorstellungen haben, die sie für unverrückbar halten. Darum postuliert er ein »Recht auf Rechtfertigung« (ebd.: 151) als stabile Referenz hinter der praktischen Vielfalt der normativen Überzeugungen. Aber das philosophische Postulat kann die Vielfalt nicht aufheben. In der Theorie geht der Rückgriff ins Bodenlose, in der Praxis wird er ein normatives Postulat unter vielen.

Soziologie der Kritik

Die Schwierigkeiten, eine verbindliche Kritik-Referenz mit Theoriemitteln, also außerhalb ihres Gegenstandes, herzustellen, haben dazu geführt, auf immanente Kritik zu setzen (kritisch zusammenfassend Weißmann 2017). Allerdings ist damit in der Regel nicht Kritik gemeint, wie sie in der Gesellschaft alltagspraktisch vorkommt. Vielmehr geht es diesen Versuchen darum, die Referenz für Kritik professionellen Gesellschaftsbeschreibungen zu entnehmen, um der Theorie doch noch eine aktiv-konstruierende Rolle zu reservieren. Aber es bleibt unklar, was es genau bedeutet, dass bestimmte Normen als Referenz für Kritik »einer bestehenden (sozialen) Situation inhärent« sind (Jaeggi 2009: 286). Die Aussage ist jedenfalls nicht empirisch gemeint, in dem Sinn, dass klar identifizierte Akteure ihrer Kritik an den sozialen Verhältnissen konkret beschreibbare normative Vorstellungen tatsächlich zugrunde legen. Welche »Grundversprechen der Moderne« (Rosa 2009: 93, kritisch dazu Dörre 2009: 190), repräsentiert durch Klassiker der Soziologie oder sonst wen, es auch sein mögen – nie sind die Leute die Träger der Referenz von Kritik. Der Vorzug der immanenten Kritik ist, dass die Idee aus der Tradition der Kritischen Theorie kommt und auf »Kritik an der Gesellschaft in der Gesellschaft« zielt (Vobruba 2020a: 28 ff.). Von hier aus ist es nur ein Schritt zur Soziologie der Kritik.

Gegenstand der Soziologie der Kritik ist die Kritik der Leute. Ich erinnere an den Ausgangspunkt. Gesellschaftskritik bedeutet das Wissen um eine kritische Differenz zwischen einem Ist-Zustand und einer Soll-Vorstellung der sozialen Verhältnisse, an das sich Handeln zur Behebung dieser Differenz anschließen lässt. Die Soziologie der Kritik muss also beobachten, ob und wie Akteure die Gesellschaft kritisch beobachten und welche Handlungspotentiale daran anschließen.

Die Bestimmung des Gegenstands der Soziologie der Kritik ist also aufwändig. Einerseits muss sie – im Sinn von Beobachtung zweiter Ordnung (Vobruba 2019a: VII) – an das Verständnis der Leute anknüpfen, weil sonst die Gefahr besteht, in der soziologischen Beobachtungsperspektive nur das als Kritik der Leute zu nehmen, was einem selbst passt, also unter der Hand doch wieder die eigenen Kriterien für Kritik der sozialen Verhältnisse einzuführen. Andererseits aber erscheint es unangemessen eng, nur das als Kritik zu nehmen, was von den Leuten selbst explizit »Kritik« genannt wird. Denn damit verfehlt man Wissen und Handlungsdispositionen, deren Sinn Kritik ist, ohne von den Leuten selbst so bezeichnet zu werden. Die Bewäl-

tigung dieses Problems erfordert, Kritik der Leute anhand eines Vorverständnisses von Kritik hermeneutisch zu erschließen, und führt an die Grenze zwischen Theorie und Praxis von Kritik. Denn ihr Vorverständnis von Kritik kann die Soziologie nur aus ihrer eigenen theoretischen Praxis, also aus der Praxis der kritisierenden Theorie gewinnen. Also: Die Soziologie der Kritik bedarf eines Vorverständnisses von Kritik, um ihren Gegenstand zu identifizieren, und dies verweist sie auf die Tradition kritisierender Theorie. Von da geht es zum Spannungsabbau zwischen Kritischer Theorie und Soziologie der Kritik.

Spannungsabbau

Spannungsabbau ist über zwei Fragen möglich. In welcher Weise ist die Kritische Theorie für die Soziologie der Kritik grundlegend? Und umgekehrt: Welche Verbindungen gibt es von der Soziologie der Kritik zur Kritischen Theorie?

In welcher Weise ist die Kritische Theorie für die Soziologie der Kritik grundlegend? Schon weil die Kritische Theorie historisch früher da war, muss es zuerst um diese Frage gehen. Die Antwort liegt auf der Hand. Die Kritische Theorie hat das Verdienst, dass sie die Aufmerksamkeit der Soziologie für Kritik aufrechterhält. Dabei können die unterschiedlichen Spielarten kritisierender Theorie in mindestens dreierlei Sinn eine wichtige Rolle spielen. 1. Die Kritische Theorie kann forschungspraktische Entscheidungen für das Thema Kritik anleiten. Das praktische Engagement wird also ganz im Sinn von Max Weber bei der Themenwahl wirksam. 2. Die Entwürfe zur Kritischen Theorie können von der Soziologie der Kritik als heuristische Muster aufgegriffen werden. Insofern leiten sie die Soziologie der Kritik bei der Konstituierung ihres Gegenstandes an. 3. Die Kritische Theorie kann als eine sehr spezielle Praxis in der Gesellschaft soziologisch untersucht werden. Nach der forschungspraktischen Entscheidung für Kritik als soziologisches Thema geht es um einen Theorieansatz, mit dem sich Entstehungs- und Wirkungszusammenhänge von Kritik in der Gesellschaft analysieren lassen. Für aussichtsreich halte ich einen Ansatz, der sich auf Unbestimmtheitslücken in der Gesellschaft konzentriert; also auf institutionelle Konstellationen, die individuellem, eigensinnigem Handeln der Leute möglichst breiten Raum bieten (Vobruba 2019a; Vobruba 2020a: 80 ff.).

Und welche Verbindungen gibt es von der Soziologie der Kritik zur Kritischen Theorie? Ich sehe zwei grundsätzliche Möglichkeiten. 1. Die Soziologie der Kritik kann diverse Varianten kritisierender Theorie auf ihre Wirkungen als soziale Praxis untersuchen, sozusagen evaluieren. Ebenso bietet sie empirische Informationen zu der Frage, unter welchen Bedingungen die kritisierende Theorie außerhalb ihres eigenen Praxisfeldes mit Resonanz rechnen kann. 2. Die Soziologie der Kritik nimmt Kritik als soziales Phänomen. Sie beschreibt Kritik, fragt nach ihren Bedingungen¹² und ihren Folgen. Die forschenden Akteure zahlen dafür einen erheblichen Preis. Zum einen kritisieren sie nicht. Das wird oft als Verweigerung von Engagement verstanden. Und zum anderen verpflichtet sie ihr Ansatz, auch ihnen hoch problematisch erscheinende Kritik als Kritik zu nehmen. Tatsächlich kann die Kritik der Leute haarsträubend sein. Wie geht man damit um? Der Vorschlag, sich gegenüber der Kritik der Leute selbst kritisch zu verhalten (Lessenich 2014), ist ein guter praktischer Vorschlag – ohne Theoriendeckung. Aber die Soziologie der Kritik kann weiterfragen. Welche Konsequenzen hätte die eine oder andere Version der Kritik der Leute für die Lebensverhältnisse der Leute, würde sie politisch realisiert? Konkret: Welche Folgen hätte eine populistische Politik, die solche Kritik umsetzt? Ein mögliches Ergebnis ist: Selbstschädigung der Leute durch ihre eigene Kritik. Darüber kann die Soziologie der Kritik ganz im Sinn der Kritischen Theorie aufklären.

Literatur

- Adorno, Th.W. 1987 [1937]: Das Bewußtsein der Wissenssoziologie. In Th.W. Adorno, *Gesammelte Schriften Band 10: Kulturkritik und Gesellschaft 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 31–46.
- Bittner, R. 2009: Kritik, und wie es besser wäre. In R. Jaeggi, T. Wesche (Hg.), *Was ist Kritik?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 134–149.
- Dörre, K. 2009: Kapitalismus, Beschleunigung, Aktivierung – eine Kritik. In K. Dörre, S. Lessenich, H. Rosa, *Soziologie, Kapitalismus, Kritik. Eine Debatte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 181–204.
- Dubiel, H. 1978: *Wissenschaftsorganisation und politische Erfahrung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dux, G. 2017a [1982]: *Die Logik der Weltbilder*. Wiesbaden: Springer VS.

¹² Die Bedeutung von institutionell sich eröffnenden Unbestimmtheitslücken für Kritik habe ich ausführlich diskutiert in Vobruba (2020a: 102 ff.).

- Dux, G. 2017b [2000]: Historisch-genetische Theorie der Kultur. Wiesbaden: Springer VS.
- Forst, R. 2009: Der Grund der Kritik. Zum Begriff der Menschenwürde in sozialen Rechtfertigungsordnungen. In R. Jaeggi, T. Wesche (Hg.), Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp, 150–164.
- Habermas, J. 1982: Theorie kommunikativen Handelns. Band II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. 1985: Der philosophische Diskurs der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Horkheimer, M. 1930: Ein neuer Ideologiebegriff? Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung. 15. Jg., Nr. 1, 33–56. Wiederabgedruckt in V. Meja, N. Stehr (Hg.) 1982, Der Streit um die Wissenssoziologie. Zweiter Band. Rezeption und Kritik der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 474–496.
- Horkheimer, M. 1937: Traditionelle und kritische Theorie. Zeitschrift für Sozialforschung, 6. Jg., Heft 2, 245–294.
- Horkheimer, M. 1995: Gesammelte Schriften. Band 16: Briefwechsel 1937–1940. Frankfurt am Main: Fischer.
- Horkheimer, M., Adorno, Th.W. 1969 [1947]: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt am Main: Fischer.
- Jaeggi, R. 2009: Was ist Ideologiekritik? In R. Jaeggi, T. Wesche (Hg.), Was ist Kritik? Frankfurt am Main: Suhrkamp, 266–298.
- Lessenich, S. 2014: Soziologie – Krise – Kritik. SOZIOLOGIE, 43. Jg., Heft 1, 1–24.
- Mannheim, K. 1932: Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus. Leiden: A.W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij N.V.
- Mannheim, K. 1984 [1925]: Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mannheim, K. 1995 [1929]: Ideologie und Utopie. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Marcuse, H. 1937: Philosophie und kritische Theorie. Zeitschrift für Sozialforschung, 6. Jg., Heft 3, 631–647.
- Neumann, F., Marcuse, H., Kirchheimer, O. 2016: Im Kampf gegen Nazideutschland. Die Berichte der Frankfurter Schule für den amerikanischen Geheimdienst 1943–1949. Herausgg. von R. Laudani. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Plessner, H. 1985 [1931]: Abwandlungen des Ideologiedenkens. In H. Plessner, Gesammelte Schriften X. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 41–70.
- Rosa, H. 2009: Kapitalismus als Dynamisierungsspirale – Soziologie als Gesellschaftskritik. In K. Dörre, S. Lessenich, H. Rosa, Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 87 – 125.
- Vobruba, G. 2019a: Soziologische Gesellschaftstheorie. Einleitung 2019. In G. Vobruba, Die Gesellschaft der Leute. Kritik und Gestaltung der sozialen Verhältnisse. 2., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, V–XXI.
- Vobruba, G. 2019b: Die Kritik der Leute. 2. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

-
- Vobruba, G. 2020a: Kritik zwischen Praxis und Theorie. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Vobruba, G. 2020b: Einfachdenken in der komplexen Gesellschaft. Das Volk, die repräsentative Demokratie und der Populismus. In M. Endreß, S. Nissen, G. Vobruba, Aktualität der Demokratie. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 105–155.
- Weißmann, M. 2017: Wie immanent ist immanente Kritik? Zeitschrift für Soziologie, 46. Jg., Heft 6, 381–401.

Kolonialismus und globale Moderne

Jenseits der Vereinfachungen

Matthias Leanza, Axel T. Paul

Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein bildeten transkontinentale Imperien eine zentrale Ordnungsstruktur der »globalen Moderne«. Zwar hat die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Dekolonisation in Asien und Afrika dieses Ordnungsmodell grundsätzlich infrage gestellt (Getachew 2019). Ob mit dem Untergang der europäischen Überseereiche auch die Ungleichheitsverhältnisse und Denkformen überwunden wurden, die aus der Kolonialzeit stammen, ist allerdings Gegenstand anhaltender Kontroversen. Wie alle Fragen derartiger Tragweite bedarf das Problem einer sorgfältigen und differenzierten Betrachtung. Als weitestgehend unstrittig kann dabei gelten, dass Praktiken und Institutionen, die gemeinhin mit *der* Moderne westlichen Zuschnitts in Verbindung gebracht werden, wie kapitalistisches Wirtschaften oder Nationalstaaten, nur unzureichend verstanden sind, lässt man den globalen – und das heißt auch kolonialen – Zusammenhang ihrer Genese und Gestalt außer Acht.

Diese im Einzelnen vielschichtigen Prozesse und Zusammenhänge sind in den vergangenen Jahren verstärkt ins Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt. Vielbeachtete Studien zum »langen« 19. Jahrhundert in globaler Perspektive (Bayly 2004; Osterhammel 2009) oder dem Einfluss imperialer Formationen auf Vorgänge weltgeschichtlicher Bedeutung (Darwin 2007; Burbank, Cooper 2010) haben das bereits seit längerem abgegriffene Narrativ einer endogen in Europa oder dem »Westen« entstandenen Moderne weiter ab- bzw. umzubauen geholfen. Anstatt davon auszugehen, dass sich moderne Institutionen isoliert zunächst in den europäischen oder westlichen Gesellschaften herausbildeten, bevor sie sich dann global

ausbreiteten,¹ gewinnt das Bild eines *entanglement*, einer engen, wenn nicht unauflösbaren Verschränkung von Modernität und Globalität, immer deutlichere Konturen.

Auch in der Soziologie sind diese Entwicklungen in den letzten Jahren verschiedentlich aufgegriffen worden (zum Beispiel Bhambra 2007; Bhambra 2014; Connell 2007; Go 2016; Go, Lawson 2017). Dass es sich hierbei nicht um präzedenzlose Entwürfe und Positionen handelt, dürfte hinlänglich bekannt sein (vgl. nur Luhmann 1971; Wallerstein 1974). Die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit Imperien und Kolonialismus reicht sogar bis in die Zeit des sogenannten Hochimperialismus in den Dekaden um 1900 zurück (Steinmetz 2009; vgl. für zwei Quellen Reinsch 1902; Maunier 1949); schon bei den frühen Klassikern wie Herbert Spencer (1868: 390 ff.) und Karl Marx (1960a; 1960b) finden sich dazu gelegentliche Ausführungen. Ob die aktuelle Themenkonjunktur neue theoretische und empirische Einsichten zu bringen vermag, muss gegenwärtig als offen gelten. Viel wird davon abhängen, ob es gelingt, die mitunter stark programmatischen Thesen durch sorgfältige Fallstudien zu untermauern und dabei auch im Detail zu modifizieren und in ihrer Reichweite kritisch zu reflektieren.

In seiner Replik auf Markus Holzingers (2019) Beitrag, der seinerseits auf eine E-Mail-Diskussion zwischen Manuela Boatcă, Julian Go und Sina Farzin reagierte (2018), hat Marius Meinhof (2020) in der vorletzten Ausgabe der SOZIOLOGIE die »Irritationspotentiale postkolonialen Denkens für die Soziologie« auszuloten versucht. Holzinger, so sein Monitum, habe nur unzureichend zwischen einer soziologischen Kolonialismusforschung und einer – freilich erst noch zu entwickelnden – postkolonialen Soziologie unterschieden. Dadurch drohe letztere mit einer speziellen Soziologie des Kolonialismus zusammenzufallen. Das Potential postkolonialen Denkens für »eine Grundlagenkritik der Kolonialität soziologischen Wissens« (ebd.: 411) werde so jedoch übersehen. In seiner Entgegnung insistiert Holzinger (2021) darauf, dass diese Unterscheidung einer näheren Überprüfung nicht standhalte, so wie Meinhof überhaupt die Originalität des Postkolonialismus überschätze. Tatsächlich brauchte die Soziologie trotz ihrer Konzentration auf die Binnenverhältnisse moderner, und das heißt hier zumeist westlicher oder zumindest »nördlicher« Gesellschaften, nicht erst durch diesen auf das Thema Kolonialismus gestoßen zu werden. Sehr wohl aber lässt sich unter Rückgriff auch und gerade auf neuere historiographische Literatur genauer zeigen, als dies Meinhof oder *der* Postkolonialismus aber auch Holzinger tun,

1 Wie noch Giddens (1996: 75 ff.) und Beck (2000) anzunehmen scheinen.

in welchem komplexen, alles andere als schablonenhaften Verhältnis Kolonialismus und Moderne zueinanderstehen.

Der von Meinhof – und mit anderer Stoßrichtung auch Holzinger (2019: 177 f.) – vertretenen Einschätzung, nach der die Soziologie von einer weitergehenden Erforschung des Verhältnisses von kolonialer Herrschaft und globaler Moderne profitieren würde, pflichten wir bei. Dennoch weist diese Argumentation auch problematische Zuspitzungen und Vereinseitigungen auf. Letztlich bestimmt Meinhof – im Anschluss an Grundpositionen post- und dekolonialen Denkens – das Verhältnis von Kolonialismus und Moderne als überraschend eindeutig und unproblematisch. Das Narrativ einer endogenen Entwicklung *der* Moderne in Europa bzw. *dem* Westen wird in gewisser Weise einfach umgekehrt. Mit dem Postkolonialismus sei davon auszugehen, »dass der Kolonialismus die Grundlage und den Entstehungskontext der modernen Gesellschaft darstellt und daher so tief in die Moderne eingeschrieben ist, dass ein Verständnis kolonialer Macht für jegliche Beschäftigung mit der Moderne unablässig ist.« (Meinhof 2020: 413) Meinhof relativiert diese Position zum Ende seines Aufsatzes zwar selbst. Er habe nicht suggerieren wollen, der postkolonialen Kritik sei umstandslos beizupflichten. Dennoch wünscht er sich »eine umfassende Grundsatzdebatte über Postkolonialismus und Soziologie aus postkolonialer Sicht« (ebd.: 419).

Wir möchten einer solchen Grundsatzdebatte im Vorhinein den Wind aus den Segeln nehmen. Zunächst: Eine auf Grundsatzfragen abzielende Debatte zum Verhältnis von Postkolonialismus und Soziologie, bei der die eine Seite als Prämisse der Auseinandersetzung insgesamt dient – »aus postkolonialer Sicht« –, ist *ab initio* zum Scheitern verurteilt. Grundsatzdebatten sind ergebnisoffen zu führen, sollen sie ihrem Namen gerecht werden. Ferner und wichtiger: Die von Meinhof umrissene postkoloniale Kritik arbeitet mit unzulässigen Vereinfachungen und Totalisierungen, weshalb sie den – mit guten Gründen – als eurozentrisch zurückgewiesenen Positionen strukturell zum Verwechseln ähnlich ist. Auch in dieser Hinsicht wird man die Fruchtbarkeit einer »umfassenden Grundsatzdebatte« bezweifeln dürfen.

Dagegen plädieren wir im Folgenden für eine weitergehende Erforschung des in der Tat komplizierten, freilich nicht auf ein Prinzip oder Strukturmuster reduzierbaren Wechselverhältnisses von kolonialer Expansion und Herrschaft auf der einen und der Herausbildung moderner Staaten und Gesellschaften auf der anderen Seite. Ein solches *disentanglement* beinhaltet auch die kritische Reflektion und, sofern angezeigt, Modifikation von im Fach etablierten Annahmen und Konzepten. Dass dafür »eine neue Theo-

riesprache zur Beschreibung der Moderne« vonnöten sei, »deren Grundbegriffe aus der Kolonialgeschichte heraus entwickelt werden [müssen]« (ebd.: 413), scheint uns aber eine keineswegs zwingende Schlussfolgerung zu sein.

Kolonialismus und Moderne – ein problematisches Begriffspaar

Die Probleme der von Meinhof skizzierten Position beginnen bereits mit den beiden Leitbegriffen »Kolonialismus« und »Moderne«. Auch wenn man die Ansicht teilt, dass es legitim und für die Sozialwissenschaften sogar zwingend notwendig ist, über eine rein idiographische Betrachtung hinauszugehen, indem abstrakte Begriffe und Typologien entwickelt werden, die verschiedenartiges vergleichbar machen und Kausalerklärungen ermöglichen, empfiehlt es sich, dabei eine gewisse Vorsicht walten zu lassen. Das Problem besteht nicht allein in der Verselbständigung begrifflicher Abstrakta, wenn diese etwa zu Trägern konkreter Handlungsabläufe werden. Nicht minder problematisch ist die Tendenz, mit Allgemeinbegriffen gegenläufige Momente zu verdecken und dem sozialen Leben eine nicht gegebene Einheitlichkeit und Eindeutigkeit zu unterstellen (vgl. Bröckling et al. 2015). Bezüglich des Modernebegriffs ist dies hinlänglich bekannt (vgl. Knöbl 2012; Cooper 2005: 113 ff.). Modernisierungstheoretische Konzepte wie »Rationalisierung«, »funktionale Differenzierung« und »Individualisierung« sind aber nicht allein deswegen zu hinterfragen, weil sie (mitunter) eurozentrisch gebraucht werden oder gar »sind« (so die Kritik bei Holzinger 2019: 178 f.). Sie lassen sich bei genauerer Betrachtung nicht einmal glatt auf die europäische Geschichte der letzten zweihundert Jahre beziehen. Charismatische oder anderweitig personalisierte Herrschaft, kriegsbedingte Entdifferenzierungen und autoritäre Regime mit einem Primat des Politischen sowie die Herausbildung neuer Formen von Gemeinschaft und kollektiver Identität wie der Nation und des Nationalismus prägen das Gesicht des modernen Europa nicht minder. Ein hinreichend komplexes Verständnis von Moderne wird diese Phänomene angemessen berücksichtigen müssen.

Etwas ähnliches gilt freilich auch für den Kolonialismusbegriff. Für Aníbal Quijano (2007: 168) ist der neuzeitliche, von Europa ausgehende Kolonialismus »a formal system of political domination«. Die aus diesem System heraus entstandenen Ungleichheitsverhältnisse und Denkformen bezeichnet

er als »coloniality« (ebd.: 169). Die theoretische Pointe ist eine doppelte: Kolonialität bilde zum einen die notwendige Kehr- oder Unterseite des Komplexes »Moderne/Rationalität«; zum anderen überdauere sie den Untergang der formalen Kolonialimperien. Im Unterschied zum Kolonialismus bestimme Kolonialität weiterhin unsere Gegenwart in Form eines globalen Kapitalismus, so dass die eigentliche Dekolonisation noch vor uns läge. Selbst wenn man vom Umstand absieht, dass bisweilen ausgedehnte Phasen von *informal empire* der formalen Kolonialherrschaft durch die europäischen Staaten vorausgingen oder diese begleiteten (Gallagher, Robinson 1953; Fieldhouse 1973), lässt sich die Frage aufwerfen, wie systemisch integriert diese Prozesse tatsächlich waren. Bildeten die spanischen Vizekönigreiche der Neuen Welt, die Herrschaft der Britischen Ostindienkompanie in den Ruinen des Mogulreichs und Leopolds Kongo wirklich Elemente ein und desselben Systems? Ist es überhaupt ratsam, derart unterschiedliche gesellschaftliche Situationen wie die Plantagenökonomien der Karibik und Brasiliens, die Marine- und Handelsstützpunkte im Indischen und Pazifischen Ozean sowie die europäischen Siedlergemeinschaften in Nordamerika, dem südlichen Afrika und Australien als Manifestationen *des* Kolonialismus zu beschreiben (bzw. einer noch abstrakter gefassten »Kolonialität der Macht«)?

An dieser Stelle mag es angebracht sein, daran zu erinnern, dass der Kolonialismusbegriff vergleichsweise jungen Datums ist. Als »system of colonial rule« ist er im Englischen erstmals für die 1880er Jahre belegt.² Dazu passt, dass sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein *colony* auf (autonome oder von einem imperialen Zentrum abhängige) Siedlungen bezog, nicht aber auf unterworfenen Überseegebiete (*possessions, dependencies*) als solche.³ Auch die deutschen überseeischen Besitzungen galten zunächst als »Schutzgebiete« in Abgrenzung zu formalen »Kolonien« unter direkter staatlicher Aufsicht und Herrschaft – eine Unterscheidung, die spätestens mit dem Scheitern der privaten Kolonialgesellschaften faktisch obsolet wurde (Speitkamp 2014: 30 ff.). Das British Empire verfügte auf dem Höhepunkt seiner globalen Ausbreitung nach dem Ersten Weltkrieg über mehrere Dutzend »Kolonien«, »Protectorate«, »Dominions«, »Mandatsgebiete« etc., die abhängig von ihrem formalen Status und weiteren Faktoren durch das Foreign Office, Colonial Office oder India Office verwaltet wurden. Diese wenigen Beispiele verdeut-

2 Vgl. den Eintrag »colonialism« in *Oxford English Dictionary* und *Online Etymology Dictionary*.

3 Vgl. zur Begriffsgeschichte auch Finley (1976); bemerkenswerterweise fehlt denn auch ein Beitrag zum Kolonialismus in den »Geschichtlichen Grundbegriffen« (Brunner, Conze, Koselleck 1979).

lichen bereits, dass Kolonialismus »ein Phänomen von kolossaler Uneindeutigkeit« (Osterhammel, Jansen 2017: 8) gewesen ist. »Die koloniale Wirklichkeit war bunt, vielgestaltig, widerspenstig gegenüber anmaßenden imperialen Strategien« (ebd.), und sie blieb in vielerlei Hinsicht von lokalen Umständen und Ereignissen abhängig.

Damit ist nicht gesagt, dass theoretische Synthesen, wie sie die systematischen Sozialwissenschaften anstreben, von vornherein aussichtslos wären. Im Gegenteil, aber es mag ratsam sein, Kolonialismus zunächst als einen Modus der Herrschaftsausübung zu bestimmen und die Frage, ob und inwiefern sich verschiedene koloniale Herrschaftssituationen und -räume zu Prozessen und Strukturen systemischer Qualität verdichten, auf grundbegrifflicher Ebene offenzulassen, um sie empirisch untersuchen zu können. Kolonialismus kann als eine auf Dauer angelegte Fremdherrschaft verstanden werden, in der die einheimische Bevölkerung als grundsätzlich andersartig und »minderwertig« gilt, so dass ökonomische Ausbeutung, politisch-rechtliche Diskriminierung und selbst Formen exzessiver Gewalt als gerechtfertigt erscheinen.⁴ In dem Maße, wie die Ausübung kolonialer Herrschaft an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeitpunkten aneinander anschließt und sich ein Strukturzusammenhang herausbildet, kann von der Institutionalisierung eines kolonialen Herrschaftssystems gesprochen werden. Begreift man Kolonialismus als einen Modus der Herrschaftsausübung wird indes ebenso klar, dass nicht allein die europäischen Überseereiche unter diesen Begriff fallen. Vielmehr lassen sich das Inkareich vor Ankunft der Spanier, die islamische Expansion nach dem Auszug Mohammeds von Mekka nach Medina, die Ausdehnung des chinesischen Reichs unter den Qing oder das westafrikanische Oyo-Imperium sinnvoll daraufhin befragen, ob und inwiefern koloniale Herrschaftsverhältnisse etabliert wurden.⁵ Dies muss keineswegs zu einer pauschalen und wenig überzeugenden Gleichsetzung von imperialer und kolonialer Herrschaft führen. So kann man die These vertreten, dass die Osmanische Herrschaft in Syrien keine kolonialen Züge trug, weil unter anderem lokale Eliten unter relativer Beibehaltung ihrer Autonomie in die Verwaltung der eroberten Gebiete mit eingebunden wurden, lokale Gemeinschaften intakt blieben und man mitunter einen Ausgleich von Interessensgegensätzen suchte, wohingegen dies im ungefähr zeitgleich expandierenden Russischen Reich nicht in diesem Maße der Fall war (vgl. Reilly 2020; Khodarkovsky 2020).

4 Vgl. Osterhammel, Jansen (2017: 18 ff.), von Trotha (2004); nach wie vor instruktiv Césaire (1968) und Balandier (1951).

5 Für weitere Beispiele siehe Paul, Leanza (2020).

Wie kolonial ist die Moderne wirklich?

Wir wenden uns aber nicht nur gegen allzu unspezifische Vorstellungen von Moderne und Kolonialismus, sondern erachten auch eine totalisierende Gleichsetzung beider Terme für problematisch. Im Grunde folgt die Zurückweisung dieser Gleichsetzung bereits aus der oder vielmehr einer Spezifikation des Begriffs »Moderne«. Denn eine (einzig) richtige Definition gibt es nicht (vgl. nur Gumbrecht 1978; Kittsteiner 2003). Zugleich darf die Bestimmung nicht beliebig sein; ansonsten ließe sich Strittiges – in diesem Fall die Frage, welche Rolle die europäische Expansion für die Genese der Moderne spielte – schlicht wegdefinieren. Halten wir uns darum probenhalber und stichwortweise an zwei historiographisch weithin unumstrittene »Daten«, mit denen man die Moderne beginnen lassen könnte: 1492, das heißt den durch die Ankunft Kolumbus' in Amerika symbolisierten Beginn der großen Landnahme der Europäer, und die Dekaden um 1800, in denen die politisch-ökonomische Doppelrevolution stattfand, markiert durch die bürgerlich-konstitutionelle Revolution in Frankreich und die Industrielle Revolution in England.

Sicher hat sich die Industrielle Revolution nur entfalten können, weil es koloniale Rohstoff- und Absatzmärkte gab; sie aber allein auf diese und nicht auch spezifisch europäische Konstellationen zurückzuführen, wie etwa das der wesentlich innereuropäischen politischen und militärischen Konkurrenz geschuldete »Wachstum der Staatsgewalt« (Reinhard 1992a), wird nicht einmal mehr von der California School vertreten (Vries 2016). Selbstredend ergab sich die Industrielle Revolution nicht zwanglos aus »moderner« Staatlichkeit. Ihr eigentlicher Kern ist maschinelle Massenproduktion auf Basis fossiler Brennstoffe, mithin ein »Kurzschluss« von Wissenschaft, Technik und Gewerbe, für den es durchaus außereuropäische, insbesondere chinesische Vorläufer gibt (Sieferle 2003). Dafür jedoch, dass dieser Kurzschluss zunächst in England und dann in anderen Teilen Europas eine gesamtgesellschaftliche Transformation auslöste, dass dieser Kurzschluss sich bildlich gesprochen zu einem Flächenbrand ausweitete, ist konsolidierte Staatlichkeit eine wesentliche, vielleicht sogar die entscheidende Voraussetzung gewesen (O'Brien 2014). Relative äußere Sicherheit und innere Stabilität waren der Rahmen dafür, dass das fossilenergetisch nur erst ermöglichte exponentielle Wirtschaftswachstum auch tatsächlich realisiert werden konnte. Und selbst wenn diese aktuelle Erklärung eines Tages historiographisch überholt werden sollte, darf man davon ausgehen, dass die Gemengelage an Ursachen

und Auslösern der Industriellen Revolution zu verworren ist (Goldstone 2000), als dass sie sich allein oder auch nur in der Hauptsache als epigonaler Effekt des Kolonialismus begreifen ließe.

Analoges gilt für die Französische Revolution. Den einen Grund ihres Ausbruchs und schließlichen Erfolgs gibt es nicht (Schulin 2004: 25 ff.). Zwar ist richtig, dass ihr eine nicht-europäische Revolution, die amerikanische nämlich, vorherging. Weiterhin wollten die maßgeblichen Akteure in Frankreich den kolonialen Subjekten und Sklaven in Übersee bürgerliche Freiheitsrechte zunächst vorenthalten (Censer, Hunt 2001: 121 f., 130 ff.). Allerdings war die amerikanische, wenn auch keine antikoloniale, so doch eine antiimperiale Revolution. Vor allem aber ist der eigentlich revolutionäre Gedanke, Herrschaft fortan durch einen wie auch immer fiktiven Vertragsschluss gleicher und freier Menschen anstatt durch Gottes Gnade oder einen absolutistisch-überkonfessionellen Ordnungszwang zu legitimieren (Arendt 1963; Sternberger 1980), kein an oder in sich koloniales Ideologem. Vielmehr reiben sich und zerbrechen politisch-partikulare Realisierungen dieses Gedankens nach wie vor an seinem universalistischen Gehalt. So sah sich der französische Nationalkonvent unter dem Eindruck der Haitianischen Revolution (1791–1804) und dem tobenden Kolonialkrieg mit Großbritannien bereits 1794 veranlasst, die proklamierten Menschen- und Bürgerrechte auf die kolonialen Subjekte auszuweiten und die durch den *Code Noir* geregelte Sklaverei in Frankreichs Überseegebieten zumindest formal abzuschaffen – auch wenn Napoleon sie 1802/03 offiziell wieder einführte, bevor ihr die Verfassung der Zweiten Republik 1848 endgültig einen Riegel vorschob (Censer, Hunt 2001: 115 ff.; Fradera 2018: 74 ff.). Dies ist ein frühes, wenn auch nicht das erste Beispiel für die von Wolfgang Reinhard (1992b) so genannte »Dialektik des Kolonialismus«, der zufolge kolonial(isiert)e Akteure sich in Europa entwickelte Konzepte aneigneten, um sie gegen ihre europäischen Kolonialherren respektive den Kolonialismus als Ganzen zu wenden (vgl. dazu auch Buck-Morss 2000).

Doch heißt nicht gerade oder zumindest, die Moderne »richtiger« mit der europäischen Landnahme ab 1492 beginnen zu lassen, einzugestehen, dass sie inhärent kolonial verfasst ist? Nein, und zwar schon deshalb nicht, weil aus ihrer kolonialen Datierung keine koloniale Bestimmung inhaltlicher Art abzuleiten ist. Ein zwingendes Gegenargument ist dieser nur erst formale Einwand freilich nicht. Gewichtiger ist demgegenüber ein anderer Umstand: Bereits das vorneuzeitliche Europa war durch innereuropäische Kolonisationsprozesse gekennzeichnet, wenn nicht geformt worden (Bartlett 1993). Europa

oder vielmehr das, was dazu wurde, ist zu weiten Teilen gewissermaßen selbst ein Produkt »interner Kolonisation« oder zumindest der Expansion des Römischen Reichs und der katholischen Kirche (Wickham 2009).

Kulturkritisch ließe sich daraus vielleicht so etwas wie ein kulturelles Stockholm-Syndrom ableiten: eine an sich unfreiwillige, wohl aber entlastende und darum erklärliche Übernahme des kolonialen Blicks durch die Kolonisierten selbst; die Identifikation der Eroberten mit den Eroberern, was in diesem Falle hieße, selbst koloniale Beute zu machen. Derartige Integrations- bzw. Assimilationsprozesse peripherer Gruppen und Kulturen in bzw. an das imperiale Zentrum hat es natürlich immer wieder gegeben, in Europa selbst wie außerhalb (Hechter 1975; Weber 1976; Kumar 2017). Sie sind indes ebenso wenig eine europäische Besonderheit wie koloniale Herrschaft als solche. Was hingegen den globalen Siegeszug des neuzeitlich-europäischen Kolonialismus, wenn schon nicht hinreichend erklärt, so doch kennzeichnet, ist die zumeist geschickte und von diesen in der Regel für eigene Zwecke genutzte Zusammenarbeit mit lokalen Eliten (Robinson 1972; Bühler et al. 2017; Reinhard 2020). Hinzu kommen in Amerika zumindest die wohl Schlacht entscheidende »Unterstützung« durch die unsichtbaren Hilfstruppen der aus Europa eingeschleppten Mikroben und Viren sowie, nicht nur in Amerika, punktuell eine nautische und waffentechnische Überlegenheit der Europäer (Sharman 2019). Letztere darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass es den Eroberern oft nicht gelang, die von ihnen beanspruchten Gebiete effektiv zu »pazifizieren«. Auch ohne Genozide deswegen schon für eine Ausgeburt des europäischen Kolonialismus halten zu müssen, erklärt die trotz überlegener Bewaffnung nicht zu kompensierende strukturelle Schwäche der Unterzahl der Europäer die Häufigkeit ihrer kolonialen Massaker und Gewaltexzesse (Walter 2014).

Auf der anderen Seite ist nicht daran zu zweifeln, dass ein aggressives und selbstgerechtes Überlegenheitsempfinden eine wichtige Legitimationsgrundlage für die sich als Kolonialherren inszenierenden Europäer bildete. Genährt und gestützt wurde dieses durch christlich-religiöse, abendländisch-zivilisatorische und schließlich wissenschaftlich-rassistische Diskurse. Diese waren in der Tat häufig binär codiert, unterschieden eine gute, eigene von einer schlechten, anderen Seite. Deprivilegierung, Unterdrückung und Ausbeutung der kolonisierten Völker erschienen so als gerechtfertigt. Am Gewaltpotential dieser Diskurse, an der Möglichkeit, wenn nicht gar ihrem Zweck, sie zur Rechtfertigung von Herrschaft und sogar Vernichtung zu nutzen, gibt es nichts zu beschönigen (Bauman 1992). Nur prägen sie nicht

die europäische Episteme. Sie sind auch kein Beweis für eine inhärent exkludierende, wenn nicht exterminatorische »Logik« wiederum *des* europäischen Denkens. Für die geistesgeschichtliche Tradition Europas nicht weniger prägend als die Unterscheidung von Subjekt und Objekt oder auch die Trennung von Natur und Kultur (Descola 2013) ist ein besonderes Bemühen um Fremdverstehen wie auch in Verbindung damit ein besonderes Bewusstsein für die eigene kulturelle Relativität (Todorov 1985; Todorov 1989; Brague 1993; Brague 2006; Fink-Eitel 1994). Von den spätscholastischen Debatten über die Menschlichkeit der amerikanischen Ureinwohner, den Bemühungen spanischer Mönche um ein »emisches« Verstehen indianischer Kulturen und Montaignes wesentlich durch die »Entdeckung« der Neuen Welt angelegten kulturellrelativistischen Reflexionen führt eine ideengeschichtliche Linie zur modernen Ethnologie und über diese vermittelt auch zur poststrukturalistischen Sozialtheorie einschließlich *des* Postkolonialismus. Noch dieser ist mithin eine Spätgeburt eines »kolonial inspirierten«, indes gerade nicht herrisch-exkludierenden, sondern vielmehr alteritätssensiblen Denkens.

Postkolonialismus und Soziologie – jenseits der Identitätsbehauptungen

Dies führt uns zu einem dritten und letzten Punkt: Wie Meinhof (2020: 418) ausführt, bleibt die postkoloniale Kritik nicht bei der Forderung nach einer Revision soziologischer Grundbegriffe stehen, sondern zielt darauf ab, die soziale Organisation der Forschung umzugestalten. Der soziologische Kanon bestehe nämlich »aus Texten europäischer, männlicher, meist bürgerlicher Autoren, die in Beschäftigung mit der Geschichte Europas Theorien entwickeln, und von europäischen (und nordamerikanischen) Leser*innen rezipiert, reviewt, kritisiert werden« (ebd.). Problematisch sei daran nicht allein der Umstand, dass ungleiche Partizipationschancen für verschiedenen Bevölkerungsgruppen in der Wissenschaft bestehen. Zudem existiere ein mehr oder weniger direkter Zusammenhang zwischen institutionellen und epistemischen Strukturen. Die relative Marginalisierung nicht-europäischer Wissenschaftsakteure führe dazu, dass sich die soziologische Erkenntnisproduktion »in engen, durch den europäischen Erfahrungsraum gesteckten Grenzen« (ebd.) bewege.

Auch hier lässt sich zunächst konzedieren, dass eine Form der Wissenschaftsorganisation, die in ihren institutionellen Strukturen die globale Ausrichtung und Relevanz der Forschungsthemen berücksichtigt, sicherlich erstrebenswert ist. Warum sollte ein Doktorand aus Lomé grundsätzlich schlechtere Förderchancen haben als eine Doktorandin aus München? Der Sache nach lässt sich dies nicht rechtfertigen, auch wenn uns historisch gewachsene Ungleichheitsstrukturen mit bestimmten Realitäten konfrontieren, die wir nur schlecht ignorieren können. Ebenfalls ist ein gewisser Zusammenhang zwischen den sozialen Trägergruppen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und den Erkenntnisinhalten selbst nicht ganz von der Hand zu weisen; dies war bekanntlich schon eine Grundeinsicht der älteren Wissenssoziologie (Mannheim 1931). Gerade, aber nicht nur in den Sozialwissenschaften, in denen soziales Erfahrungswissen eine zentrale Rolle spielt, besitzt dies eine besondere Relevanz.

Dieser Zusammenhang kennt aber deutliche Grenzen. Erfahrungsdaten werden in den Sozialwissenschaften methodisch generiert, aufbereitet und ausgewertet. Dadurch soll ihre intersubjektive Überprüf- und Nachvollziehbarkeit gewährleistet werden. Methoden als bloße Fassade für die Artikulation von in Wahrheit partikularen Interessen und Perspektiven zu begreifen, hieße, ihre realitätserschließende Kraft zu unterschätzen. Auch sind theoretische Zugänge und Positionen begründungsbedürftig, wobei Perspektivenvielfalt nicht mit Beliebigkeit zu verwechseln ist. Selbiges gilt für die Wahl der Untersuchungsgegenstände und Forschungsfragen. Kurzum, die Sachdimension wissenschaftlicher Kommunikation lässt sich nicht auf ihre Sozialdimension reduzieren, auch wenn sie Aspekte ein und desselben Prozesses darstellen. Theorien, Methoden und empirische Befunde aufgrund ihrer sozialen und regionalen Situiertheit unter Generalverdacht zu stellen oder als »gegenhegemoniales Wissen« zu überhöhen (vgl. Santos 2016), verbietet sich aber schon deswegen, weil die angenommenen sozialen und regionalen Identitäten bei genauerer Betrachtung verschwimmen.⁶ Dies gilt nicht zuletzt für den postkolonialen Diskurs, der sich keineswegs eindeutig außerhalb des europäischen und nordamerikanischen Sozialraums verorten lässt. Er verknüpft vielmehr unterschiedliche Denktraditionen und Erfahrungshintergründe, worin nicht zuletzt seine Originalität besteht. Der Einfluss des Marxismus, der Psychoanalyse und des Poststrukturalismus auf postkolonia-

⁶ Zu den Problemen von »Identität« als sozialwissenschaftlicher Analysekategorie siehe auch Brubaker, Cooper (2000).

le Denkerinnen und Denker ist unverkennbar (Go 2016).⁷ Und dennoch macht sie das nicht zu Epigonen der europäischen Geistesgeschichte; dies hieße ihre relative Eigenständigkeit zu verkennen.

Umgekehrt sind Konzepte und Theorien, die im europäischen Kontext entstanden sind, nicht zwingenderweise an diesen gebunden. Man mag sachliche Einwände gegen Webers Handlungstheorie formulieren wollen (oder auch nicht), aber trotzdem der Ansicht sein, dass der Fremdbezug des Handlungssinns unabhängig von der Herkunft, Hautfarbe und dem Geschlecht des Handelnden gegeben sein muss, damit ein Verhalten als »soziales Handeln« qualifiziert werden kann. Noch bei Gesellschaftstheorien, die in gewissen Hinsichten einer eurozentrischen Sichtverengung unterliegen, ist ein differenziertes Urteil notwendig. Muss Bourdieus Theorie des sozialen Raums und der Klassen aufgrund des methodologischen Nationalismus, der seine empirischen Studien kennzeichnet, pauschal zurückgewiesen werden? Kann man Luhmanns Weltgesellschaftstheorie ignorieren, weil die These vom Primat funktionaler Differenzierung zu einseitig die europäische Erfahrung betont (und selbst diese nur in Teilen angemessen reflektiert)? Oder bieten die von Bourdieu und Luhmann entwickelten Konzepte und Theorien nicht auch Ansatzpunkte, um mit ihnen die strukturellen Verflechtungen und Wechselwirkungen zwischen den europäischen Ländern und ihren Kolonien soziologisch zu untersuchen?⁸ Mitunter erweist sich die Forderung nach einer vollkommen neuen Theoriesprache selbst als eine Form des epistemischen *othering*. Sind die europäischen Kolonien in Übersee und ihre Effekte auf die metropolitenen Gesellschaften tatsächlich so »andersartig«, dass sie mit »herkömmlichen« Begriffen gar nicht erfasst werden können? Ironischerweise können sich Essenzialisierungen noch dort einschleichen, wo ihnen zumindest vordergründig entsagt wird. Die Soziologie sollte Identitätskonstruktionen untersuchen und dahingehend befragen, was sie verdecken, anstatt sie unkritisch zu reproduzieren.

Wenn man die europäische Neuzeit, und zwar nicht nur die historische Konstitution des modernen Staatensystems und der kapitalistischen Weltwirtschaft, sondern auch und noch »das europäische Denken« in seiner »Kolonialität« verstehen will, handelt es sich um ein weitaus gespaltenes Erbe, als uns die postkoloniale Theorie (in der bei Meinhof präsentierten Form) weismachen will. In Hinblick auf die Rekonstruktion sowohl der politischen Ökonomie der »globalen Moderne« als auch europäischen Geistes- und

7 Für zwei jüngere Beispiele vgl. Mbembe (2017) und Sarr (2019).

8 Vgl. zu Bourdieu etwa Go (2013).

Theoriegeschichte hieße es jedoch, das Konto zu überziehen, sich bei der Erklärung ihrer Spezifika auf nichts als den Kolonialismus zu konzentrieren. Der Ausweg besteht hier – wie sonst auch – darin, die Probleme kleinzuarbeiten. Kompaktbegriffe wie »Moderne« und »Kolonialismus« sind analytisch aufzubrechen, um so das komplexe Beziehungsgeflecht zwischen Europa und der Welt untersuchen zu können.

Literatur

- Arendt, H. 1963: Über die Revolution. München: Piper.
- Balandier, G. 1951: La situation coloniale: Approche théorique. Cahiers Internationaux de Sociologie, vol. 11, 44–79.
- Bartlett, R. 1993: Conquest, Colonization and Cultural Change, 950–1350. London: Penguin.
- Bauman, Z. 1992: Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg: EVA.
- Bayly, C.A. 2004: The Birth of the Modern World, 1780–1914: Global Connections and Comparisons. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Beck, U. 2000: The Cosmopolitan Perspective: Sociology of the Second Age of Modernity. British Journal of Sociology, vol. 51, no. 1, 79–105.
- Bhambra, G.K. 2007: Rethinking Modernity: Postcolonialism and the Sociological Imagination. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Bhambra, G.K. 2014: Connected Sociologies. London: Bloomsbury.
- Boatcă, M., Farzin, S., Go, J. 2018: Postcolonialism and Sociology. SOZIOLOGIE, 47. Jg., Heft 4, 423–438.
- Brague, R. 1993: Europa, eine exzentrische Identität. Frankfurt am Main: Campus.
- Brague, R. 2006: Is There Such a Thing as Eurocentrism? In G. Delanty (ed.), Europe and Asia Beyond East and West. London, New York: Routledge, 257–268.
- Bröckling, U., Dries, C., Leanza, M., Schleichriemen, T. (Hg.) 2015: Das Andere der Ordnung. Theorien des Exzeptionellen. Weilerswist: Velbrück.
- Brubaker, R., Cooper, F. 2000: Beyond Identity. Theory and Society, vol. 29, no. 1, 1–47.
- Brunner, O., Conze, W., Koselleck, R. (Hg.) 1982: Geschichtliche Grundbegriffe. Band 3: H–Me. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Buck-Morss, S. 2000: Hegel and Haiti. Critical Inquiry, vol. 26, no. 4, 821–865.
- Bührer, T., Eichmann, F., Förster, S., Stuchtey, B. (eds.) 2017: Cooperation and Empire: Local Realities of Global Processes. New York: Berghahn.
- Burbank, J., Cooper, F. 2010: Empires in World History: Power and the Politics of Difference. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Censer, J.R., Hunt, L. 2001: Liberty, Equality, Fraternity: Exploring the French Revolution. University Park, PA: The Pennsylvania State University Press.

- Césaire, A. 1968 [1950]: *Über den Kolonialismus*. Berlin: Wagenbach.
- Connell, R. 2007: *Southern Theory: The Global Dynamics of Knowledge in Social Science*. Cambridge: Polity.
- Cooper, F. 2005: *Colonialism in Question: Theory, Knowledge, History*. Berkeley: University of California Press.
- Darwin, J. 2007: *After Tamerlane: The Global History of Empire*. London: Penguin.
- Descola, P. 2013: *Jenseits von Natur und Kultur*. Berlin: Suhrkamp.
- Fieldhouse, D.K. 1973: *Economics and Empire, 1830–1914*, Ithaca: Cornell University Press.
- Fink-Eitel, H. 1994: *Die Philosophie und die Wilden. Über die Bedeutung des Fremden für die europäische Geistesgeschichte*. Hamburg: Junius.
- Finley, M.I. 1976: *Colonies: An Attempt at a Typology*. *Transactions of the Royal Historical Society*, vol. 26, 167–188.
- Fradera, J.P. 2018: *The Imperial Nation: Citizens and Subjects in the British, French, Spanish, and American Empires*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Gallagher, J., Robinson, R. 1953: *The Imperialism of Free Trade*. *Economic History Review*, vol. 6, no. 1, 1–15.
- Getachew, A. 2019: *Worldmaking after Empire: The Rise and Fall of Self-Determination*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Giddens, A. 1996: *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Go, J. 2013: *Decolonizing Bourdieu: Colonial and Postcolonial Theory in Pierre Bourdieu's Early Work*. *Sociological Theory*, vol. 31, no. 1, 49–74.
- Go, J. 2016: *Postcolonial Thought and Social Theory*. New York: Oxford University Press.
- Go, J., Lawson, G. (ed.) 2017: *Global Historical Sociology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Goldstone, J.A. 2000: *The Rise of the West – or Not? A Revision to Socio-Economic History*. *Sociological Theory*, vol. 18, no. 2, 175–194.
- Gumbrecht, H.U. 1978: *Modern, Modernität, Moderne*. In O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Band 4. Stuttgart: Klett-Cotta, 93–131.
- Hechter, M. 1975: *Internal Colonialism: The Celtic Fringe in British National Development, 1536–1966*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Holzinger, M. 2019: *Alter Wein in neuen Schläuchen oder was ist neu am »neuen Postkolonialismus«?* *SOZIOLOGIE*, 48. Jg., Heft 2, 174–184.
- Holzinger, M. 2021: *Im Westen noch immer nichts Neues. »Soziologie des Kolonialismus« oder »postkoloniale Soziologie«?* *SOZIOLOGIE*, 50. Jg., Heft 1, 66–76.
- Khodarkovsky, M. 2020: *A Colonial Empire Without Colonies: Russia's State Colonialism in Comparative Perspective*. In A.T. Paul, M. Lanza (eds.), *Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism*. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4, 285–299.
- Kittsteiner, H.D. 2003: *Die Stufen der Moderne*. In J. Rohbeck, H. Nagl-Docekal (Hg.), *Geschichtsphilosophie und Kulturkritik. Historische und systematische Studien*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 91–117.

- Knöbl, W. 2012: Beobachtungen zum Begriff der Moderne. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 37. Jg., Heft 1, 63–77.
- Kumar, K. 2017: *Visions of Empire: How Five Imperial Regimes Shaped the World*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Luhmann, N. 1971: Die Weltgesellschaft. *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 57. Jg., Heft 1, 1–35.
- Mannheim, K. 1931: Wissenssoziologie. In A. Vierkandt (Hg.), *Handwörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Enke, 659–680.
- Marx, K. 1960a [1853]: Die britische Herrschaft in Indien. *Marx-Engels-Werke Band 9*. Berlin: Dietz Verlag, 127–133.
- Marx, K. 1960b [1853]: Die künftigen Ergebnisse der britischen Herrschaft in Indien. *Marx-Engels-Werke Band 9*. Berlin: Dietz Verlag, 220–226.
- Maunder, R. 1949 [1932–42]: *The Sociology of Colonies: An Introduction to the Study of Race Contact*, 2 volumes, ed. by E.O. Lorimer. London: Routledge and Kegan Paul.
- Mbembe, A. 2017: *Kritik der schwarzen Vernunft*. Berlin: Suhrkamp.
- Meinhof, M. 2020: Postkoloniale Soziologie oder Soziologie des Kolonialismus? Irritationspotentiale postkolonialen Denkens für die Soziologie. *SOZIOLOGIE* 49. Jg., Heft 4, 410–422.
- O’Brien, P.K. 2014: The Formation of States and Transitions to Modern Economies: England, Europa and Asia Compared. In L. Neal, J.G. Williamson (eds.), *The Cambridge History of Capitalism*, vol. 1. *The Rise of Capitalism: From Ancient Origins to 1848*. Cambridge: Cambridge University Press, 357–402.
- Osterhammel, J. 2009: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: Beck.
- Osterhammel, J., Jansen, J.C. 2017: *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*. 8., aktualisierte Auflage. München: Beck.
- Paul, A.T., Leanza, M. (eds.) 2020: *Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism*. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4.
- Quijano, A. 2007: Coloniality and Modernity/Rationality. *Cultural Studies*, vol. 21, no. 2/3, 168–178.
- Reilly, J. 2020: Ottomans in Syria: »Turkish Colonialism«, or Something Else? In A.T. Paul, M. Leanza (eds.), *Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism*. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4, 274–284.
- Reinhard, W. 1992a: Das Wachstum der Staatsgewalt. *Historische Reflexionen. Der Staat*, 31. Jg., Heft 1, 59–75.
- Reinhard, W. 1992b: Dialektik des Kolonialismus. Europa und die Anderen. In K.J. Bade, D. Brötzel (Hg.), *Europa und die Dritte Welt. Kolonialismus, Gegenwartsprobleme, Zukunftsperspektiven*. Hannover: Metzler, 5–25.
- Reinhard, W. 2020: Agency, Cooperation, and Oligarchy – The Origins of Colonialism. In A.T. Paul, M. Leanza (eds.), *Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism*. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4, 327–338.

- Reinsch, P.S. 1902: *Colonial Government: An Introduction to the Study of Colonial Institutions*. London: Macmillan & Co.
- Robinson, R. 1972: *Non-European Foundations of European Imperialism: Sketch for a Theory of Collaboration*. In R. Owen, B. Sutcliffe (eds.), *Studies in the Theory of Imperialism*. London: Longman, 117–142.
- Santos, B.d.S. 2016: *Epistemologies of the South: Justice against Epistemicide*. London, New York: Routledge.
- Sarr, F. 2019: *Afrotopia*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Schulin, E. 2004: *Die Französische Revolution*. 4., überarb. Auflage. München: Beck.
- Sharman, J.C. 2019: *Empires of the Weak: The Real Story of European Expansion and the Creation of the New World Order*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Sieferle, R.P. 2003: *Der europäische Sonderweg. Ursachen und Faktoren*. Stuttgart: Breuninger Stiftung.
- Speitkamp, W. 2014: *Deutsche Kolonialgeschichte*. 3., überarb. Auflage. Stuttgart: Reclam.
- Spencer, H. 1868 [1851]: *Social Statics; or, the Conditions Essential to Human Happiness Specified, and the First of them Developed*. London: Williams and Norgate.
- Steinmetz, G. 2009: *The Imperial Entanglements of Sociology in the United States, Britain, and France since the Nineteenth Century*. *Ab Imperio*, no. 4, 23–79.
- Sternberger, D. 1980 [1964]: *Herrschaft und Vereinbarung. Eine Vorlesung über bürgerliche Legitimität*. In D. Sternberger, *Herrschaft und Vereinbarung*. Schriften, Band 3. Frankfurt am Main: Insel, 113–134.
- Todorov, T. 1985: *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Todorov, T. 1989: *Nous et les autres. La réflexion française sur la diversité humaine*. Paris: Editions du Seuil.
- von Trotha, T. 2004: *Was war Kolonialismus? Einige zusammenfassende Befunde zur Soziologie und Geschichte des Kolonialismus und der Kolonialherrschaft*. *Saeculum*, 55. Jg., Heft 1, 49–95.
- Vries, P. 2016: *What Do We Know and Do Not Know About the Great Divergence at the Beginning of 2016*. *Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft* 28, 249–298.
- Wallerstein, I. 1974: *The Modern World-System: Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*. New York: Academic Press.
- Walter, D. 2014: *Organisierte Gewalt in der europäischen Expansion. Gestalt und Logik des Imperialkrieges*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Weber, E. 1976: *Peasants into Frenchmen: The Modernization of Rural France, 1870–1914*, Stanford: Stanford University Press.
- Wickham, C. 2009: *The Inheritance of Rome: A History of Europe from 400 to 1000*. London: Penguin.

Soziologen-Tag in Leipzig 1991

Bernhard Schäfers

Leipzig als Veranstaltungsort

In Heft 1/2016 der SOZIOLOGIE wurde darüber berichtet, wie es am 7. März 1992 im Senatssaal der Berliner Humboldt-Universität zur Vereinigung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und der erst im Februar 1990 gegründeten Gesellschaft für Soziologie (GfS) der DDR kam. Dort heißt es: »Die Dynamik der späten Gründung führte im Mai 1991 noch zu einem Soziologen-Tag in Leipzig.« (Schäfers 2016: 26) Das war gut sieben Monate nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten am 3. Oktober 1990. Den Vorsitz der GfS hatte Hansgünter Meyer, der auch den Leipziger Soziologen-Tag organisierte und leitete.

Leipzig gehörte neben (Ost-)Berlin und Halle zu den Universitäten, in denen seit den 1970er Jahren ein Diplom-Studiengang für Soziologie eingerichtet worden war.¹ Die Mehrzahl der um 1990 ca. 500 Soziologen und Soziologinnen in der DDR war nicht in den genannten Universitäten zu finden, sondern arbeitete im *Institut für Soziologie und Sozialpolitik*, in der *Akademie der Wissenschaften der DDR*, an der auch Hansgünter Meyer tätig war, sowie im *Institut für Marxistisch-Leninistische Soziologie*. Alle diese Einrichtungen waren in (Ost-)Berlin. »Soziologie-Kongresse« hatte es zuvor zwar schon gegeben, aber erst der fünfte, der im Februar 1990 in (Ost-)Berlin stattfand, führte zur Gründung der Gesellschaft für Soziologie (Meyer 1992a: 5).

Leipzig war aus universitäts- und soziologiegeschichtlichen Gründen und wegen der Bedeutung der Stadt für die »Wende« ein prädestinierter Ort für den gemeinsamen Kongress. Die im Jahr 1409 von Professoren und Stu-

1 Einen Überblick zur Soziologie in der DDR gibt Sabine Hamm (1989).

denten – als Reaktion auf die zunehmenden Drangsalierungen der deutschen *nationes* an der Prager Universität – gegründete Universität gehörte seit dem 19. Jahrhundert zu den bedeutendsten in Deutschland. Das gilt nicht zuletzt für die Entwicklung der Sozial- und Kulturwissenschaften. Der Ruf des 1879 von Wilhelm Wundt (1832–1920) gegründeten Instituts für experimentelle Psychologie und Völkerpsychologie hatte in den Jahren 1885/86 auch Émile Durkheim nach Leipzig gelockt. Der Ökonom, Stadt- und Wirtschaftshistoriker Karl Bücher (1847–1930), dessen Werk »Arbeit und Rhythmus« bis heute verlegt wird, war weit über die Fachgrenzen hinaus bekannt. Seine empirisch und sozialstatistisch fundierten Untersuchungen über die Stufen der Wirtschaftssysteme hatten Einfluss auf die Entwicklung der Arbeits-, Wirtschafts- und Stadtsoziologie (vgl. Weber 1999 ff.). In Leipzig gab es seit 1925 den ersten Lehrstuhl ausschließlich für Soziologie.² Er wurde mit Hans Freyer (1887–1969) besetzt. Freyers Institut war in den Räumen des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte untergebracht, das von dem renommierten Historiker Karl Lamprecht (1856–1915) gegründet worden war.³

Hansgünter Meyer nannte als Grund für die Wahl von Leipzig als Tagungsort, dass »ein deutliches Zeichen der Abkehr vom Berlin-Zentrismus gesetzt werden sollte« (1992a: 6). Ein weiterer Grund kam hinzu: »Von Leipzig ging die Bewegung aus, die das in die Sackgasse geratene und gescheiterte politische Regime in der DDR zum Aufgeben zwang – eine Bewegung, die schließlich zur Wiedergewinnung der deutschen Einheit führte.« (Meyer 1992b: 29) Leipzig war das Zentrum der Proteste gegen den verharschten DDR-Sozialismus. Aus der breiten Literatur sei aus einem mit vielen Bilddokumenten ausgestatteter Band eines ehemaligen Mitarbeiters am *Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig* zitiert:

»Am Morgen des 12. Januar 1989 fanden Tausende Leipziger Bürger in ihren Briefkästen ein Flugblatt der »Initiative zur demokratischen Erneuerung unserer Gesellschaft« [...]. Durch den gemeinsamen Protest sollten das Recht auf freie Meinungsäußerung sowie Versammlungs-, Vereinigungs- und Pressefreiheit öffentlich eingeklagt werden. Trotz der Verhaftung von elf der Flugblattverteiler gelang es den Sicherheitskräften nicht, die Demonstration am 15. Januar auf dem Leipziger Marktplatz zu verhindern.« (Lindner 1998: 7)

2 Die Lehrstühle, die 1919 in Frankfurt am Main für Franz Oppenheimer und in Köln für Leopold von Wiese eingerichtet wurden, waren für »Soziologie und Wirtschaftstheorie« bzw. »Wirtschaftliche Staatswissenschaften und Soziologie«.

3 Auf dem Leipziger Soziologen-Tag gab es eine Arbeitsgruppe zum Thema: »Soziologie in Leipzig – disziplingeschichtliche Analysen«. Hervorgehoben seien die Referate von Helmut Steiner, Gerhard Schäfer und Jochen Fleischhacker (Meyer 1992: 453 ff.).

Das Jahr 1989 wurde in Leipzig von den »Montags-Demonstrationen« geprägt. Am 9. Oktober, nur zwei Tage nach den Gründungsfeierlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR, waren mehr als 120.000⁴ und am 30. Oktober ca. 300.000 Menschen auf Leipzigs Straßen versammelt (ebd.: 104 f.). Das befürchtete Eingreifen der DDR-Volksarmee und der sowjetischen Truppen blieb aus.

Rahmenbedingungen des Leipziger Soziologen-Tages

Der Leipziger Soziologen-Tag fand vom 24. bis 26. Mai 1991 statt. Sein Thema lautete: »Soziologie in Deutschland und die Transformation großer gesellschaftlicher Systeme«. Die Eröffnung und einige Plenarveranstaltungen fanden in den Messehallen von Markkleeberg statt.

Wie der Vorsitzende der GfS in seinem »Versuch einer Einführung« darlegte (Meyer 1992a), nahmen am Soziologen-Tag etwa 700 Personen teil, ungefähr zu gleichen Teilen aus den alten und den neuen Bundesländern. Unter den westdeutschen Teilnehmern konnte Meyer 40 Vertreter des Berufsverbandes deutscher Soziologen (BDS) und dessen Vorsitzenden, Siegfried Lamnek von der Universität Eichstätt, begrüßen.⁵

Nach den Begrüßungsansprachen und Plenar-Vorträgen folgten Referate zu 15 Themenkreisen, die sämtlich in dem voluminösen Tagungsband von 1.632 Seiten abgedruckt sind (Meyer 1992c):

- Soziale Strukturen und Milieus, Lebenswelten, Lebensqualität der Ostdeutschen im Transformationsprozess
- Funktionsweise und Zusammenbruch des Realsozialismus – Reformbewegungen und Bürgerbewegungen seit der Wende in der DDR
- Soziologie in Leipzig – disziplingeschichtliche Analysen

4 Karl-Dieter Opp hat dokumentiert, dass die in das öffentliche Gedächtnis eingeschriebene Zahl von 70.000 Demonstranten auf einer unbelegten Schätzung beruht und tatsächlich mindestens 120.000 Menschen auf dem Augustusplatz demonstriert haben müssen (Opp 2012).

5 Nicht unwichtig für das Gelingen der Tagung war, dass Hansgünter Meyer auf dem 25. Deutschen Soziologentag der DGS, der vom 9. bis 12. Oktober 1990 unter dem Vorsitz von Wolfgang Zapf in Frankfurt am Main stattgefunden hatte, für den Leipziger Soziologen-Tag um zahlreiches Kommen gebeten hatte.

- Soziologischer theoretischer Disput (unter anderem zu Theorien sozialer Transformation)
- Wissenschaftsforschung und Strukturwandel im Bildungssystem
- Jugendforschung in den neuen Bundesländern
- Beiträge der Foren des Berufsverbandes Deutscher Soziologen
- Neue wirtschafts- und industriesoziologische Untersuchungen
- Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland – Soziologischer Konzepte ihrer Analyse
- Bauern – Dorf – ländlicher Raum: Agrarsoziale Befunde und Theoriesätze
- Ergebnisse neuer medizinsoziologischer Untersuchungen
- Mediengebrauch in den neuen Bundesländern – Beiträge zur mediensoziologischen Forschung.
- Transformation im Osten und in der Dritten Welt
- Aktuelle soziale Probleme der kommunalen und Stadtpolitik
- Demographie- und Migrationsforschungen Berliner Soziologen.

Begrüßungsansprachen und Referate

Die nachfolgenden Ausführungen und die Auszüge aus den Begrüßungsansprachen, den Plenarvorträgen und den Referaten zu den genannten Themenkreisen sind so ausgewählt, dass sie einen Eindruck von der aktuellen Situation der Vereinigung der beiden deutschen Staaten, von den im Sommer 1990 begonnenen Transformationsprozessen und den Aufgaben der Soziologie für die Analyse dieser Prozesse vermitteln.

Der Rektor der Universität Leipzig, der Naturwissenschaftler Cornelius Weiß, betonte in seiner Begrüßungsrede:

»Wir erleben nun auf dem Gebiet der ehemaligen DDR einen gesellschaftlichen Umbruch, der in Tiefe und Tempo einmalig ist [...]. Aufgabe der Sozialwissenschaft, auch besonders Ihrer Wissenschaft, der Soziologie, ist es, theoretisches Wissen über soziale Prozesse aller Art aus konkreten Vorgängen zu extrahieren und der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen. Gerade in Umbruchzeiten wie diesen hat die Soziologie demnach eine besondere Bedeutung, eine besondere Verantwortung.« (Weiß 1992: 30 f.)

In meinem Grußwort als damaliger Vorsitzender der DGS hob ich hervor, dass es eine weitgehende Nichtwahrnehmung der DDR-Gesellschaft und ihrer Soziologie gegeben habe. Als Beleg diente das seit 1972/73 erscheinende

de »Mitteilungsblatt der DGS«. ⁶ In den 19 Jahrgängen bis 1991 finden sich nur zwei Beiträge, die sich mit der DDR-Soziologie beschäftigten. Der erste Beitrag wurde bereits genannt (Hamm 1989). Der zweite Beitrag erschien in Heft 1 des Jahres 1991, verfasst von Professor Herbert F. Wolf aus Leipzig: »Bemerkungen zur Geschichte der soziologischen Kolloquien in Leipzig«.

Nach seinem bereits zitierten »Versuch einer Einführung« und seiner kurzen Eröffnungsansprache nutzte Hansgünter Meyer den ersten Plenarvortrag: »Soziologie und zeitgeschichtliche Orientierungen«, um die »Ausgangspositionen zur Neugestaltung der Soziologie in den ostdeutschen Bundesländern« zu verdeutlichen:

»Wir bestanden auf der Existenz von Soziologie und Soziologen in der DDR, die, sich gegen viele Widerwärtigkeiten behauptend, ein eigenes sozialwissenschaftliches Denken praktizierten und trotz aller Beschädigungen niemals ganz von den wissenschaftlichen und politischen Fehlleistungen des Regimes vereinnahmt werden konnte. Dennoch bleibt die wissenschaftsgeschichtliche Wahrheit, dass die DDR-Soziologie, wie andere sog. Gesellschaftswissenschaften auch, zur Legitimierung des realsozialistischen Systems beigetragen hat [...]. Dirigismus, Zensur und Selbstzensur hatten einen Zustand von Disziplinierung und Gewöhnung hervorgebracht, der erst durch äußere, außerwissenschaftliche Anstöße in Bewegung geriet.« (Meyer 1992d: 37).

Meyer ging ausführlich auf die neu geschaffenen Strukturen für die soziologische Forschung und Lehre ein. In den Ausführungen zu »soziologischen Szenarien als zeitgeschichtliche Orientierung« streifte er auch die »Bestimmungen des marxistischen Entwicklungskonzepts« mit seinem »zukunftsgläubigen teleologischen Chiliasmus, seiner Art von Finalismus« (ebd.: 40).

Zum Themenbereich »Soziale Strukturen und Milieus. Lebenswelten, Lebensqualität der Ostdeutschen im Transformationsprozess« referierte der Religions- und Kultursoziologe Detlef Pollack von der Universität Leipzig (jetzt Universität Münster) über »Sozialstruktur und Mentalität in Ostdeutschland«. Seine Ausgangsprämisse:

»Solange die Funktionsprinzipien einer Gesellschaft für alle ihre Teilbereiche gleichermaßen gelten und über einen längeren Zeitraum konstant bleiben, kann man mit einer weitgehenden Korrespondenz von Sozialstruktur und Mentalitätsstruktur rechnen. Wandeln sich jedoch die Gesellschaftsverhältnisse derart radikal, wie das gegenwärtig in Ostdeutschland geschieht, ist zu erwarten, daß das Entsprechungsverhältnis von Gesellschaftsstruktur und Mentalitätsstruktur auseinanderfällt und

6 Seit 1999: »SOZIOLOGIE. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie«.

die Entwicklung der letzteren mit den Veränderungen der ersteren nicht mitzuhalten vermag.« (Pollack 1992: 272)

Um den Wandel der Mentalitätsstruktur und die Anpassungsschwierigkeiten an die neuen, von der Bundesrepublik eins zu eins in einem beispiellosen »Institutionentransfer« (Lehmbruch 1993) übernommenen Sozialstrukturen kenntlich zu machen, skizzierte Pollack die Gesellschaftsstruktur der DDR wie folgt: Sie sei gekennzeichnet gewesen »durch die Gegenläufigkeit von politisch-ideologischen Homogenisierungsbestrebungen und fach- und bereichsspezifischen Autonomisierungstendenzen«. Die Sozialstruktur der DDR sei nicht nur »eine zwangshomogenisierte, sozialstrukturell nivellierte, klassenlose Gesellschaft, sondern auch eine moderne Industriegesellschaft« gewesen (Pollack 1992: 272).

Zur Mentalitätsstruktur gehörte ganz zentral das Arbeitsverhältnis. Es war ausschlaggebend für die Beziehungen zu allen anderen gesellschaftlichen Bereichen bis hin zur Ferienplanung. Pollack betonte auch den hohen Stellenwert von »Liebe und Familie, Ehrlichkeit, Disziplin und Zuverlässigkeit«. Die Wertehaltung der DDR-Bürger habe sich also »durchaus am bürgerlichen Tugendkanon« orientiert und damit weitgehend der Haltung der Westdeutschen entsprochen. Das wird untermauert durch die Tatsache, dass jeden Abend durch das Fernsehen »das Denken und Fühlen der Mehrheit in den Westen« auswanderte. »Die Präferenzen in Kleidung, Technik, Unterhaltungsmusik, Lebensstil, Symbolik usw. waren in starkem Maße an der jeweiligen westlichen Mode ausgerichtet.« (Pollack 1992: 275 f.)

Zu den Wandlungen in der Mentalität der ostdeutschen Bevölkerung nach der Wende führte Pollack aus, dass diese unter völlig neuen Bedingungen stand, weil »die individuelle, die interaktionistische, die institutionell-organisatorische und die gesamtgesellschaftliche Konstitutionsebene weiter auseinander gezogen« wurden. »Dem gelernten DDR-Bürger« sei es schwergefallen, »mit einer solchen, die persönliche Initiative herausfordernden und die Gefahr des Scheiterns einschließenden Situation umzugehen.« Erschwerend sei hinzugekommen, dass »die bundesdeutschen Institutionen, Betriebe, Parteien und ihre Vertreter ihre Interessen oft ohne Rücksicht auf die ostdeutschen Leistungsrückstände und Wünsche durchsetzen« (ebd.: 278 f.).

Das sei oft als »Kolonisierung, überhebliche Besserwisseri und Entmündigung« erlebt worden. Aufgrund des dadurch entstehenden »Unterlegenheitsgefühls« wäre bei vielen ehemaligen DDR-Bürgern eine Art DDR-Nostalgie aufgekommen. Als Folge der sozialstrukturellen Umbrüchen und der Verhaltensweisen jener, die den »Institutionentransfer« in Gang setzten,

sei es zu »einer stärkeren Entsolidarisierung und Atomisierung der Individuen« gekommen. Das aber, so Pollack resümierend, sei »im Prozess der Modernisierung« ein erwartbarer Effekt gewesen (ebd.: 279 f.).

Aus dem Themengebiet »Funktionsweise und Zusammenbruch der Systeme des Realsozialismus« sei der Beitrag von Frank Adler hervorgehoben: »Rückblicke auf den DDR-Realsozialismus: Strukturen – Stabilität – Erosion – Zusammenbruch« (Adler 1992).

Adler, der von 1975 bis 1978 im Europäischen Wiener Zentrum für Sozialwissenschaften über Länder-Komparatistik gearbeitet hatte, war zur Zeit des Soziologen-Tages im *Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien* beschäftigt.⁷ Was seinen Beitrag so interessant macht, ist die eingenommene theoretische Perspektive. Einige Zitate sollen das verdeutlichen:

»Die ›Konstruktion‹ der realsozialistischen Substitute für die kapitalistisch modernen Institutionen der Konstitution sozialer Subjekte und der Vermittlung ihrer unterschiedlichen und gegensätzlichen Interessen ging u. a. von der Prämisse aus: Die *Selbstartikulation* von Interessen individueller oder kollektiver Akteure (bzw. die freie Wahl von Repräsentanten) könne ›ohne Rest‹ ersetzt werden durch wissenschaftliche *Erkenntnis* der ›wahren‹, ›objektiven‹ Interessen. Aus dieser Perspektive können dann die ›Inhaber‹ der einzig wissenschaftlichen Grundlagen von Interessenerkenntnis bzw. die als Inkarnation und Instrument eines gesellschaftlichen ›Gesamtwillens‹ gedachten Institutionen (die allwissende und allseitig ›führende‹ Staatspartei, Staat, Planung etc.) zu kaum weiter legitimationsbedürftigen Stellvertretern der ihrer ›wahren Interessen‹ nicht so recht bewußten Bevölkerungsmehrheit avancieren, womit diese tendenziell zum Objekt des ›Befreit-Werdens‹, notfalls auch des ›Zwangs zum Glück‹ degradiert wurde [...].

Was somit an die Stelle des Kapitalverhältnisses *und* der Institutionen moderner bürgerlicher Gesellschaften trat [...], ermöglichte zwar ›aufholende Entwicklung‹ und die Reduzierung bestimmter sozialer Ungleichheiten, aber um einen doppelten Preis: Verlust an Evolutionspotential, an Korrektur- und Lernkapazität, die in den Wettbewerbsstrukturen moderner Gesellschaften verankert sind; Entstehen neuer Entfremdungen und Verselbstständigungen, Einbußen an formeller juristischer und politischer Gleichheit und subjektiver Freiheit.« (ebd.: 378 f.)

»Kern«-Merkmale von sozialer Subjektivität und gesellschaftlicher Handlungskompetenz seien, so Adler, von den Akteuren abgespalten gewesen. Dazu gehörte, politische und ökonomische Interessen ausbilden und öffentlich artikulieren zu können. Die Möglichkeiten, »Ziele, Konzepte, Handlungsstrategien, Ideen entwickeln und in gesellschaftliche Willensbildungs-

⁷ Das BISS war eine Auffangstation für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der aufgelösten Akademien.

Aushandlungsprozesse« einzubringen, waren reduziert bzw. nicht gegeben. Die dafür geschaffenen Parteien, Organisationen und Verbände hatten alle »einen gemeinsamen Geburtsfehler: mangelnde Autonomie« (ebd.: 379). »Defizitär im Vergleich zu den »offen(er)en Wettbewerbsstrukturen« kapitalistisch moderner Gesellschaften war die Kapazität der DDR-Sozialstruktur, über *Mobilität und Mobilitätschancen* permanent Innovation, Motivation, soziale Integration zu bewirken« (ebd.: 383).

Frank Adler führte die »sehr allmähliche, diskontinuierliche, gleichwohl irreversible *Erosion* von Loyalitäten, Bindungen, Hoffnungen, Legitimitätsglauben, die auch (insbesondere seit Ende '87) breite Kreise der Staatspartei erfasst hatte«, auf die »in wesentlichen Lebensbereichen *persönlich erfahrbaren* Phänomene von Stagnation, partiellem Rückschritt, zunehmendem Rückstand zur BRD« zurück (ebd.: 388).

Im Themenbereich »Aktuelle soziale Probleme der kommunalen und Stadtpolitik« referierte der Stadt- und Regionalsoziologe an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar, Fred Staufenbiel, über »Soziale Probleme der Stadtentwicklung in der ehemaligen DDR. Was kann die Stadtsoziologie in der Marktwirtschaft tun?« (Staufenbiel 1992) Er führte aus, dass es in der DDR Bemühungen um eine Alternative zur kapitalistischen Stadtentwicklung gegeben habe. Zu Recht verwies er auf die großen Erfolge des sozialistischen Wohnungsbaus. Seit Mitte der 1960er Jahre wurden in zehn Städten der DDR soziologische Untersuchungen »zum Verhältnis von Kulturniveau, Lebensstil und Wohnverhalten verschiedener Familientypen« durchgeführt (ebd.: 1542). Diese Untersuchungen standen unter seiner Leitung und der des bekanntesten Architekten der DDR, Hermann Henselmann (1905–1995).⁸

Das Manuskript zu diesen Untersuchungen blieb unveröffentlicht. Es teilt damit das Schicksal vieler soziologischer Studien, die vergleichbare Themen wie in der Bundesrepublik auf vergleichbarem methodischen Niveau behandelten, aber nicht veröffentlicht werden durften.⁹

Staufenbiel nannte eine Reihe von weiteren stadtsoziologischen Untersuchungen, so über das Erleben der Stadt und ihre Bewohner in Sömmerda

8 Henselmann hatte auch das Leipziger Universitäts-Hochhaus, heute City-Hochhaus, entworfen.

9 So weisen Friedrich, Förster und Starke darauf hin, dass die über 400 empirischen Jugendstudien des Leipziger Instituts in Tresoren aufbewahrt werden mussten – »ein verhängnisvoller Irrtum, der sich schließlich auch als wesentlicher Faktor des Systemzusammenbruchs erweisen sollte« (1999: 9).

1979, über Wohnleitbilder in Neubaugebieten, über die Interdependenz von Stadtgröße und sozialer Aktivität, über Ortsverbundenheit. Diese und andere Untersuchungen wurden mit Studierenden der Weimarer Hochschule durchgeführt. Die mitgeteilten methodischen Spezifika wie auch die Themen selbst ähneln Untersuchungen in der Bundesrepublik aus derselben Zeit.

Ein weiterer Beitrag in diesem Themenbereich wurde von den westdeutschen Stadt- und Regionalsoziologen Lothar Bertels (FU Hagen) und Ulfert Herlyn (Universität Hannover) geleistet: »Aufbruch oder Abbruch? Über sozialen Wandel und einen Anwendungsfall: die Stadt Gotha«. Was ihr Referat so interessant machte, war die Tatsache, dass die Untersuchung der ostdeutschen Stadt Gotha zusammen mit Fred Staufenbiel bereits im Juni 1990, also noch vor der Vereinigung der beiden deutschen Staaten, begonnen worden war.

Bis September 1991 war die Stadtgestalt von Gotha in ihren Fassadenstrukturen, den Schaufensterauslagen »als Ausdruck der ökonomischen Kultur« und den Passantenströmen (Bekleidungsstandards, Bewegungsverhalten, Mimik) in zentralen Stadtbereichen dokumentiert worden (Bertels, Herlyn 1992: 1560). Der methodische Aufwand war erheblich. Neben der Filmanalyse wurden 25 Gothaer Bürger gebeten, von der Währungsumstellung am 1. Juli 1990 an über ein Jahr Haushaltsbücher zu führen, um die Veränderungen der Einkommen und die alltäglichen Kaufgewohnheiten zu erfassen. Darüber hinaus gab es eine repräsentative Einwohnerbefragung, biographische Intensivinterviews und Expertengespräche mit Personen, die maßgeblich die weitere Stadtentwicklung beeinflussten. Zum Zeitpunkt des Soziologen-Tages waren diese Materialien noch nicht ausgewertet. Sie erschienen wenige Jahre später in mehreren Bänden und gehören mit den von Ulfert Herlyn unternommenen Untersuchungen über den Wandel der Stadt Wolfsburg zu den wichtigsten deutschen Stadtentwicklungsstudien (Herlyn, Bertels 1994; Bertels, Herlyn 2002; Herlyn et al. 2012).

Resonanz. Neuaufbau der Soziologie in Ostdeutschland

Resümierend hob Meyer hervor, dass die Beiträge auf dem Leipziger Soziologen-Tag den Optimismus vermitteln konnten, dass »die gewaltige Herausforderung der nachholenden Modernisierung im Osten« gemeistert werde. Das »Leipziger Protokoll« – gemeint war der von ihm herausgegebene Ta-

gungsband – sei »ein einmaliges Zeitdokument über Intentionen und Ertrag soziologischer Forschung in Deutschland im Prozess der deutschen Vereinigung, im Kontext einer Zeitenwende, die der Untergang des »realsozialistischen« Weltsystems unzweifelhaft darstellt,« und, so fügte Meyer hinzu, »im Prozess der Herausbildung einer gesamtdeutschen Soziologen-Community« (Meyer 1992a: 8, 10).

Etwas anders sah es der Leipziger Jugend- und Kultursoziologe Bernd Lindner, der von 1978 bis 1990 am Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig tätig und nach dessen Auflösung seit Januar 1991 in der *Außenstelle Leipzig des Deutschen Jugendinstituts München* beschäftigt war. Er berichtete in den DGS-Informationen, wie schwer es sei,

»gemeinsame Ebenen zu finden. Nicht nur, dass aus unterschiedlichen Positionen heraus argumentiert wird, ist das Problem. Die westdeutschen Kollegen [...] bringen eine Abgeklärtheit in die Diskussion ein, die die ostdeutschen Wissenschaftler [...] zurzeit beim besten Willen nicht aufzubringen vermögen.« Der »gigantische Laborfall« der Transformation eines Gesellschaftssystems würde vorerst »im Wesentlichen nur aus westlicher Sicht analysiert.« (Lindner 1991: 13 f.)

Im selben Heft schrieb der Karlsruher Soziologe Hans-Joachim Klein unter der Überschrift »Zwischenschritte«, dass es einen erheblichen Unterschied in den Beiträgen zum Leipziger Soziologen-Tag von west- und ostdeutschen Soziologen gegeben habe: Erstere demonstrierten sach- und theorieorientiertes Analysewissen, letztere wollten pragmatisch ihre personale und gesellschaftliche Existenz diskutieren. Einige der westdeutschen Beiträge seien in ihrer theoretischen Orientierung abgehoben, unterkühlt, einige sogar anmaßend belehrend gewesen (Klein 1991: 12 f.).

In seinem Plenarvortrag hatte Meyer darauf hingewiesen, »dass aus den Trümmern des DDR-Schiffbruchs und aus den Unvollkommenheiten [...] des Staatsvertrages wertvolle sozialwissenschaftliche Potentiale erhalten werden können« (Meyer 1992d: 39). Er nannte einige Beispiele und »erfreuliche Reinkarnationen«. Einer der frühesten Beiträge zum Neuaufbau der Soziologie in Ostdeutschland, zu einem Zeitpunkt als dessen Konturen deutlicher sichtbar waren als im Mai 1991, stammt von Reinhard Kreckel. Er wies darauf hin, dass am 17. Mai 1991 – also eine Woche vor Beginn des Leipziger Soziologen-Tages – der Deutsche Wissenschaftsrat »Empfehlungen zum Aufbau der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an den Universitäten/Technischen Hochschulen in den neuen Bundesländern und im Ostteil von Berlin« verabschiedet hatte (Kreckel 1995: 233).

Zu den Empfehlungen gehörte, dass neben den bisherigen Standorten für das Diplomstudium der Soziologie, Berlin, Halle und Leipzig, auch an den Universitäten von Chemnitz, Dresden, Jena, Magdeburg und Potsdam Soziologie in vollem Umfang gelehrt werden sollte. Die Empfehlungen, jeweils fünf Lehrstühle vorzusehen, ging vor allem auf den Heidelberger Soziologen M. Rainer Lepsius zurück.¹⁰

Nach diesen Empfehlungen wurden in den Jahren 1992 und 1993 38 Professoren und Professorinnen auf Universitätslehrstühle neu berufen. Von ihnen kamen 33 aus dem Westen und fünf von ostdeutschen Universitäten. »Manche Beobachter mögen dies als einen krassen Fall von akademischer Kolonialisierung betrachten. Andere könnten dagegen denselben Vorgang eher als einen intellektuellen Befreiungsakt beschreiben.« (Kreckel 1995: 231) Da ich am Neuaufbau der Soziologie an der TH Chemnitz und der Universität Potsdam beteiligt war, sei eine persönliche Erinnerung erlaubt: Die ostdeutschen Mitwirkenden in den Berufungskommissionen drängten in Gesprächen darauf, nur westdeutsche Kollegen zu berufen, um so den erforderlichen Paradigmenwechsel, wie man es nennen könnte, zu beschleunigen.

Zum Neuaufbau gehörten in großem Umfang neue Gebäude und Institute, vorzügliche Bibliotheken und Arbeitsmöglichkeiten für Lehrende und die Studierenden – zum Teil erheblich besser als in den westdeutschen Universitäten.

Literatur

- Adler, F. 1992: Rückblicke auf den DDR-Realsozialismus: Strukturen – Stabilität – Erosion – Zusammenbruch. In H. Meyer (Hg.), *Soziologen-Tag Leipzig 1991*. Berlin: Akademie Verlag, 377–391.
- Bertels, L., Herlyn, U. 1992: Aufbruch oder Abbruch? Über sozialen Wandel und einen Anwendungsfall: die Stadt Gotha. In H. Meyer (Hg.), *Soziologen-Tag Leipzig 1991*. Berlin: Akademie Verlag, 1553–1563.
- Bertels, L., Herlyn, U. (Hg.) 2002: *Stadtentwicklung Gotha 1990–2000*. Wiesbaden: Springer.

¹⁰ Dessen Einfluss bei der Zusammenlegung der beiden deutschen soziologischen Gesellschaften wurde an anderer Stelle gewürdigt (vgl. Schäfers 2016); zu seinem Mitwirken beim Neuaufbau der Soziologie vgl. Kreckel (1995: 239).

- Fleischhacker, J. 1992: Gunther Ipsen und Karl Valentin Müller – Propagandisten nationalsozialistischer Bevölkerungspolitik. In H. Meyer (Hg.), *Soziologen-Tag Leipzig 1991*. Berlin: Akademie Verlag, 463–471.
- Friedrich, W., Förster, P., Starke, K. (Hg.) 1999: *Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse*. Berlin: edition ost.
- Hamm, S. 1989: Soziologie in der DDR – ein Überblick. *SOZIOLOGIE*, 18. Jg., Heft 2, 137–154.
- Herlyn, U., Bertels, L. (Hg.) 1994: *Stadt im Umbruch: Gotha. Wende und Wandel in Ostdeutschland*. Wiesbaden: VS.
- Herlyn, U., Tessin, W., Harth, A., Scheller, G. 2012: *Faszination Wolfsburg 1938 – 2012*. Wiesbaden: VS.
- Klein, H.-J. 1991: Zwischenschritt. Nachlese zum Leipziger Soziologen-Tag. *DGS-Informationen*, 1. Jg., Heft 1, 12–13.
- Kreckel, R. 1995: Soziologie an den ostdeutschen Universitäten: Abbau und Neubeginn. In B. Schäfers (Hg.), *Soziologie in Deutschland. Entwicklung, Institutionalisierung und Berufsfelder. Theoretische Kontroversen*. Opladen: Leske + Budrich, 231–248.
- Lehmbruch, G. 1993: Institutionentransfer. In W. Seibel, A. Benz, H. Mäding (Hg.), *Verwaltungsreform und Verwaltungspolitik im Prozess der deutschen Einheit*. Baden-Baden: Nomos, 42–66.
- Lindner, B. 1991: Bewegung – aufeinander zu. *DGS-Informationen*, 1. Jg., Heft 1, 13–15.
- Lindner, B. 1998: *Die demokratische Revolution in der DDR 1989/90*. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Meyer, H. 1992a: Versuch einer Einführung. In H. Meyer (Hg.), *Soziologen-Tag Leipzig 1991*. Berlin: Akademie Verlag, 5–10.
- Meyer, H. 1992b: Eröffnung durch den Vorsitzenden der Gesellschaft für Soziologie. In H. Meyer (Hg.), *Soziologen-Tag Leipzig 1991*. Berlin: Akademie Verlag, 27–29.
- Meyer, H. (Hg.) 1992c: *Soziologen-Tag Leipzig 1991. Soziologie in Deutschland und die Transformation großer gesellschaftlicher Systeme*. Herausgegeben im Auftrag der Gesellschaft für Soziologie (Ostdeutschland), Berlin: Akademie Verlag.
- Meyer, H. 1992d: Soziologie und zeitgeschichtliche Orientierungen. In H. Meyer (Hg.), *Soziologen-Tag Leipzig 1991*. Berlin: Akademie Verlag, 32–58.
- Opp, K.-D. 2012: Die Produktion historischer ‚Tatsachen‘. Wie die falsche Teilnehmerzahl der Leipziger Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 Allgemeintut wurde. *SOZIOLOGIE*, 41. Jg., Heft 2, 143–157.
- Pollack, D. 1992: Sozialstruktur und Mentalität in Ostdeutschland. In H. Meyer (Hg.), *Soziologen-Tag Leipzig 1991*. Berlin: Akademie Verlag, 272–285.
- Schäfer, G. 1992: Hans Freyer und die Soziologie in Leipzig. In H. Meyer (Hg.), *Soziologen-Tag Leipzig 1991*. Berlin: Akademie Verlag, 481–498.
- Schäfers, B. 2016: DGS und GfS: Die Gesellschaften für Soziologie im Vereinigungsprozess. *SOZIOLOGIE*, 45. Jg., Heft 1, 24–32.

- Staufenbiel, F. 1992: Soziale Probleme der Stadtentwicklung in der ehemaligen DDR. Was kann die Stadtsoziologie in der Marktwirtschaft tun? In H. Meyer (Hg.), Soziologen-Tag Leipzig 1991. Berlin: Akademie Verlag, 1541–1552.
- Steiner, H. 1992: Leipzig – Ein Eckpunkt deutscher Soziologieggeschichte – eine Einführung in die Diskussion des Arbeitskreises. In H. Meyer (Hg.), Soziologen-Tag Leipzig 1991. Berlin: Akademie Verlag, 453–456.
- Weber, M. 1999 ff. [1921]: Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Max Weber Gesamtausgabe, Bd. 22 in fünf Teilbänden. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Weiß, C. 1992: Begrüßungsansprache des Rektors der Universität Leipzig. In H. Meyer (Hg.), Soziologen-Tag Leipzig 1991. Berlin: Akademie Verlag, 30–31.
- Wolf, H. 1991: Bemerkungen zur Geschichte der soziologischen Kolloquien in Leipzig. SOZIOLOGIE, 20. Jg., Heft 1, 22–38.

Protokoll der Auszählung der Wahlen zu Vorsitz, Vorstand und Hälfte des Konzils 2021 der Deutschen Gesellschaft für Soziologie e.V. (DGS)

Die elektronische Abstimmung wurde vom 22. Januar 2021 bis 19. Februar 2021 von Marcel Jablonka, Kompetenzzentrum für Bildungs- und Hochschulforschung (KfBH), unter der Wahlleitung von Prof. Dr. Stefan Hirschauer (Universität Mainz) und mit Unterstützung von Dr. Sonja Schnitzler (DGS-Geschäftsstelle) durchgeführt.

Entsprechend der Anzahl der wahlberechtigten Mitglieder (Stand 21. Januar 2021) wurden 3.375 Wahlberechtigungen verschickt. 3.304 Mitglieder wurden per E-Mail angeschrieben, 71 postalisch. Rückläufe wurden nach Adressermittlung erneut versendet.

Die folgenden Abstimmungsergebnisse wurden festgestellt:

1. Allgemein

Fristgerecht eingegangene Stimmabgaben:

Wahlbeteiligung insgesamt:	1.885
	55,85 %
Wahl der/des Vorsitzenden	1.803
ungültige Nennungen und Stimmabgaben	4
Wahlbeteiligung	53,42 %
Wahl des Vorstands	1.849
ungültige Nennungen und Stimmabgaben	3
Wahlbeteiligung	54,78 %
Wahl der Hälfte des Konzils	1.846
ungültige Nennungen und Stimmabgaben	1
Wahlbeteiligung	54,69 %

2. Wahl der/des Vorsitzenden

Von den 1.803 Stimmabgaben entfielen folgende gültige Stimmen auf

Paula-Irene Villa Braslavsky	1.167 (64,87 %)
Dirk Baecker	591 (32,85 %)
2 Personen mit je 5 Stimmen	10
1 Person mit 4 Stimmen	4
1 Person mit 3 Stimmen	3
3 Personen mit 2 Stimmen	6
18 Personen mit je einer Stimme	18

Gewählt ist Paula-Irene Villa Braslavsky. Sie nimmt die Wahl an.

3. Wahl des Vorstandes

Von den 1.849 Stimmabgaben entfielen folgende gültige Stimmen auf

Paula-Irene Villa Braslavsky	1.003
Hubert Knoblauch	884
Heike Delitz	833
Jörg Strübing	802
Manuela Boatcă	764
Petra Böhnke	754
Dirk Baecker	751
Saša Bosančić	743
Sybille Frank	670
Maria Keil	607
Frank Kleemann	540
Andrea Hense	538
1 Person mit 5 Stimmen	5
10 Personen mit je 2 Stimmen	20
(davon 1 Person kein Mitglied)	
30 Personen mit je einer Stimme	30
(davon 4 Personen keine Mitglieder)	

Gewählt sind Paula-Irene Villa Braslavsky, Hubert Knoblauch, Heike Delitz, Jörg Strübing, Manuela Boatcă und Petra Böhnke. Da Paula-Irene Villa Braslavsky auch zur Vorsitzenden gewählt wurde und die Wahl annimmt, zieht Dirk Baecker ebenfalls in den Vorstand ein. Alle sechs Personen nehmen die Wahl an.

4. Wahl der Hälfte des Konzils

Von den 1.846 Stimmabgaben entfielen folgende gültige Stimmen auf

Stephan Lessenich	1.200	Victoria von Groddeck	466
Nicole Burzan	985	Julia Hahmann	451
Steffen Mau	947	Karin Kurz	439
Sina Farzin	877	Tobias Boll	438
Birgit Blättel-Mink	850	Angela Graf	405
Gabriele Rosenthal	765	Florian Hertel	405
Annette Treibel	757	Christiane Gross	396
Georg Vobruba	717	Joachim Renn	391
Henning Laux	623	Bernt Schnettler	389
Larissa Schindler	606	Lars Meier	375
Silke Steets	590	Henning Lohmann	329
Elisabeth Tuidler	565	Roland Verwiebe	328
Anne K. Krüger	547	1 Person mit 4 Stimmen	4
Ute Volkmann	534	1 Person mit 3 Stimmen	3
Peter Ullrich	515	1 Person mit 2 Stimmen	2
Kathrin Leuze	510	46 Personen mit je 1	46
Herbert Kalthoff	472	Stimme (davon 8 keine	
Natascha Nisic	471	Mitglieder)	

Gewählt sind Stephan Lessenich, Nicole Burzan, Steffen Mau, Sina Farzin, Birgit Blättel-Mink, Gabriele Rosenthal, Annette Treibel, Georg Vobruba, Henning Laux, Larissa Schindler, Silke Steets, Elisabeth Tuidler, Anne K. Krüger, Ute Volkmann und Peter Ullrich. Da Heike Delitz, Jörg Strübing und Petra Böhnke Mitglieder der 2019 für die Amtszeit von vier Jahren gewählten Hälfte des Konzils sind, in den Vorstand gewählt wurden und ihre Wahl annehmen, rücken Kathrin Leuze, Herbert Kalthoff und Natascha Nisic für ihre verbleibende Amtszeit von zwei Jahren ins Konzil nach. Alle 18 Personen nehmen die Wahl an.

Essen, den 26. Februar 2021

gez. Prof. Dr. Stefan Hirschauer

gez. Dr. Sonja Schnitzler

Digitaler DGS-Kongress 2020

Evaluation der Teilnehmenden-Umfrage zum 40. Kongress der DGS
»Gesellschaft unter Spannung«

Der 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie unter dem Titel »Gesellschaft unter Spannung« war ursprünglich als Präsenzkongress vom 14. bis 18. September 2020 an der TU Berlin geplant. Nachdem sich im Frühsommer 2020 abgezeichnet hatte, dass im Herbst keine Präsenzveranstaltungen dieser Größe – die letzten DGS-Kongresse hatten Teilnehmendenzahlen von über 2.000 verzeichnet – möglich sein würden, musste der Präsenzkongress notgedrungen abgesagt werden. Daraufhin entschied sich der Vorstand der DGS kurzfristig, einen digitalen Kongress auszurichten. Der erste rein digitale Soziologiekongress wurde zur Entzerrung der Veranstaltungsdichte auf zwei Wochen gestreckt und fand vom 14. bis zum 24. September 2020 über die Videokonferenzplattform »Zoom« statt.

Die Entscheidung zur Digitalisierung war zum damaligen Zeitpunkt ein Wagnis, da in der DGS noch keinerlei Erfahrungen mit digitalen Veranstaltungen dieser Größe vorlagen. Umso gespannter war der Vorstand vor allem auf die Ergebnisse der Teile der Evaluation, die der Digitalisierung galten und die hier knapp vorgestellt werden sollen.

Zum Kongress 2020 hatten sich 2.269 Personen angemeldet, darunter 1.009 Referierende für die 231 Veranstaltungen. Die größte Session umfasste 1.016 Personen, an der meistbesuchten Keynote nahmen 549 und an den Plenen im Schnitt 425 Personen teil. Der Schnitt aller Veranstaltungen lag wiederum bei 104 Teilnehmenden, und zwar ohne Keynotes und Eröffnungsveranstaltung, an der 811 Personen teilnahmen. Es beteiligten sich Personen aus mehr als 30 Ländern, darunter 607 aus Österreich, 263 aus der Schweiz, 100 aus den USA und 45 aus Japan.

Alle 2.269 Teilnehmenden erhielten eine Einladung zur Umfrage. 788 von ihnen, das heißt rund 35 Prozent, haben sich an der Umfrage zum Kongress beteiligt. (Bei der Evaluation des letzten regulären Kongresses im Jahr 2018 hatte die Ausschöpfungsquote bei 40 Prozent gelegen.) DGS-Mitglieder sind leicht überrepräsentiert, sie stellen bei den Anmeldungen 55 Prozent, bei den Teilnehmenden der Umfrage aber 66 Prozent. Knapp die Hälfte aller Befragten gibt an, aktiv, zumeist vortragend oder moderierend, am Kongress beteiligt gewesen zu sein. Überraschenderweise nahmen laut Befragung anteilig weniger Studierende am digitalen Kongress teil als am

Kongress 2018 (2020: 8,2 Prozent, 2018: 11,3 Prozent), dafür aber umso mehr Hochschullehrende (2020: 28,3 Prozent, 2018: 23,4 Prozent).

Trotz vereinzelter, teils vehementer Kritik in den ansonsten überwiegend zustimmend kommentierenden Freitexten zeigen sich auf die Frage »Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit der Entscheidung, den Kongress 2020 digital stattfinden zu lassen (statt ihn ausfallen zu lassen oder zu verschieben)?« 87,9 Prozent der Teilnehmenden *zufrieden* bis *sehr zufrieden*. Auch die mit der Digitalisierung verbundene Ausdehnung des Kongresses von fünf auf zehn Tage wird mehrheitlich positiv aufgenommen: Mehr als zwei Drittel bewerteten diese Entscheidung als *gut* oder sogar *sehr gut*. Die durchschnittliche Verweildauer auf dem Kongress 2020 lag laut Umfrageergebnis bei vier bis fünf Tagen.

Abb. 1: Zufriedenheit mit der Digitalisierung des DGS Kongresses

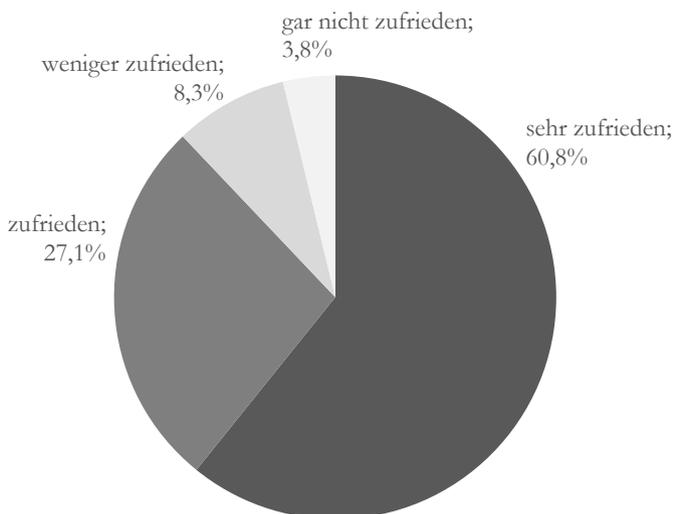
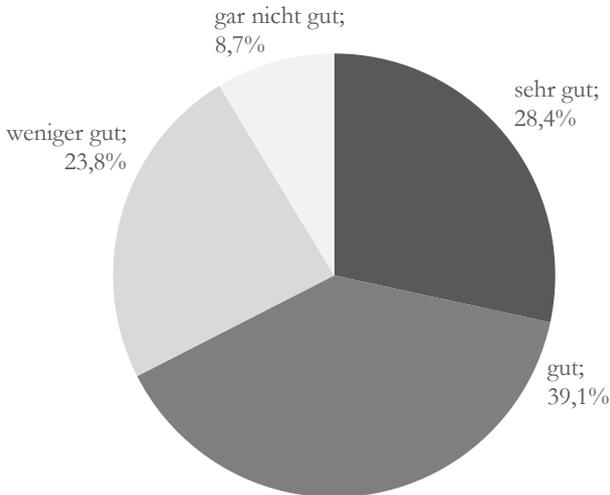


Abb. 2: Beurteilung der Ausdehnung des Kongressprogramms von fünf auf zehn Tage



Im Vergleich zum Präsenzkongress kam bei den Teilnehmenden vor allem gut an, zwischen den Veranstaltungen einfacher wechseln zu können. Auf die Frage »Welche Elemente des digitalen Kongresses fanden Sie im Vergleich zu analogen Veranstaltungen nützlicher?« waren außerdem *Flexibilität*, *Chatfunktion*, *Anreise*, *Kosten*, *Vereinbarkeit* und *Care-Verpflichtungen* mehrfach genannte Punkte in den offenen Kommentaren.

Was den mit Abstand meisten Befragten dagegen gefehlt hat, war der direkte Austausch mit den Kolleg:innen vor Ort. Das legen die auf die offene Frage »Was hat Ihnen beim digitalen DGS-Kongress 2020 gefehlt? Haben Sie Verbesserungsvorschläge?« häufig geantworteten Schlagwörter nahe: Neben *Austausch* sind dies *persönlich*, *informell*, *Diskussionen*, *Kontakte*, *Face to Face*, *Räume*, *Kaffeepausen*, *Flurgespräche*, *Socialiszen* und *Vernetzen*. Letzteres fiel auffallend oft in Verbindung mit *wissenschaftlichem Nachwuchs*. Auch die in einigen Veranstaltungsformaten fehlende Möglichkeit zur Beteiligung via Chatfunktion stieß häufiger auf Kritik. Ein anders gelagerter, wichtiger Kritikpunkt am Digitalen war eine unzureichende Unterstützung für Sehbehinderte.

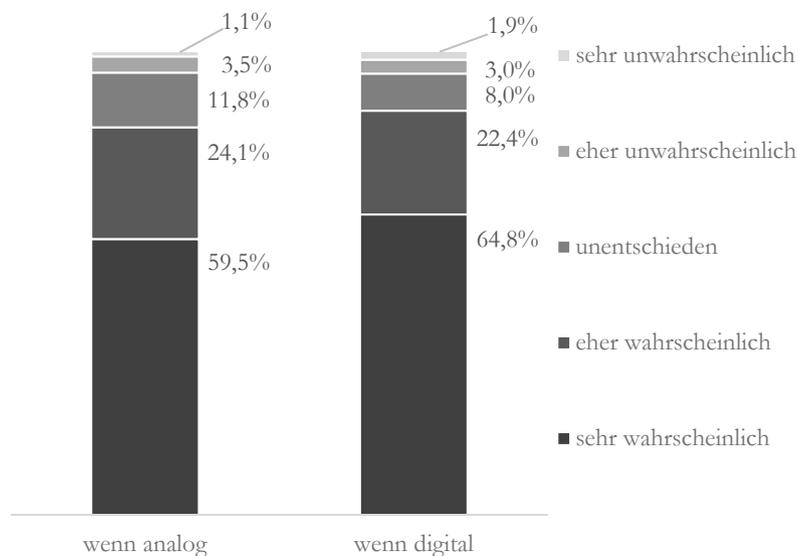
Auf die fachliche Qualität der Veranstaltungen scheint die Digitalisierung keinen negativen Einfluss gehabt zu haben. Im Gegenteil werden die be-

kannten Veranstaltungsformate in der aktuellen Umfrage sogar jeweils besser bewertet als bei der Befragung zum Kongress 2018. Je nach Format bescheinigen 75,5 bis 87 Prozent der Teilnehmenden eine hohe bis sehr hohe fachliche Qualität. Insbesondere die Sektionsveranstaltungen und Ad-hoc-Gruppen schneiden bei den Befragten gut ab.

Die Frage danach, ob die eigenen soziologischen Arbeits- bzw. Forschungsfelder auf dem Kongress angemessen vertreten waren, beantworten dieses Mal im Vergleich zum DGS-Kongress 2018 deutlich mehr Personen positiv. Während bei der Evaluation zum letzten Kongress 61,2 Prozent der Teilnehmenden angaben, *gut bis sehr gut* vertreten zu sein, sind es in der aktuellen Befragung 70,2 Prozent. *Wenig bis gar nicht vertreten* auf dem Kongress fühlen sich dagegen 7,1 Prozent (2018 waren es noch 14,2 Prozent).

Unabhängig davon, ob der nächste Soziologiekongress digital oder analog stattfinden wird, bekunden die allermeisten Umfrageteilnehmenden auf die Frage »Wie wahrscheinlich ist es, dass Sie an einem der kommenden DGS-Kongresse teilnehmen werden?«, dass sie *wahrscheinlich bis sehr wahrscheinlich* erneut teilnehmen werden.

Abb. 3: Wahrscheinlichkeit einer Teilnahme am nächsten DGS-Kongress



Bei einem digitalen Kongress sind es mit 87,2 Prozent in der direkten Gegenüberstellung sogar eindeutig mehr als bei einem analogen mit 83,5 Prozent. Beim Kongress 2018 waren es 87,5 Prozent, die eine erneute Teilnahme als *wahrscheinlich* bis *ganz sicher* einstuften.

Am Ende ist zu sagen: Gut, dass der Kongress – digital – durchgeführt wurde. Wir danken allen Teilnehmenden an der Befragung, deren Ergebnisse wir für zukünftige Kongresse werden nutzen können. Nun bleibt zu hoffen, dass wir zukünftige Kongresse wieder in Präsenz werden durchführen können und »Lust auf einen Kaffee?« keine Pause in der Zoom-Konferenz impliziert.

Jan Dirk Hoffmann, Birgit Blättel-Mink,
Hubert Knoblauch und Sonja Schnitzler

Auf ihrem 40. Kongress hat die DGS 2020 zwei Masterarbeiten und zwei Dissertationen im Fach Soziologie als herausragende Abschlussarbeiten ausgezeichnet. Wir möchten Ihnen diese Arbeiten in der SOZIOLOGIE vorstellen. In Heft 1 präsentierten Anika Steppacher und Robert Dorschel ihre Masterarbeiten. In diesem Heft stellen Daniel Drewnski und Alexandra Schauer ihre Dissertationen vor.

National and regional symbolic boundaries among EU elites

A qualitative interview study of the higher officials of the European Commission

Daniel Drewnski

The question and the study¹

The European Union (EU) and the process of European integration do not only consist in the creation of a common market, the transfer of political authority from the national to the European level and the emergence of a new legal order. The process of European integration has an important sociological dimension too, as societies previously »contained« by the nation state are increasingly growing together across national borders. In particular, European integration has led to the emergence of social fields and organizations beyond the nation state, in which individuals from across the EU regularly interact with each other and create new forms of a European sociality. These include, for example, European professional associations, multinational companies or the institutions of the EU (Fligstein 2008; Heidenreich 2019).

¹ This is a summary of the dissertation entitled »National and regional symbolic boundaries among European elites: A qualitative interview study of the higher officials of the European Commission«, submitted in 2019 at the Berlin Graduate School of Social Sciences (BGSS) of the Humboldt Universität Berlin. A revised version of the dissertation will be published by Routledge. I thank my supervisors Jürgen Gerhards and Steffen Mau for their continuous support and feedback, and the German Academic Exchange Service (DAAD) for funding the fieldwork for this study.

A key question of the sociology of European integration is what happens to the social identities and relationships of the people engaged in such fields and organizations. Do national forms of identification and affiliation lose importance for them? Could they develop a shared European sense of community? The literature suggests that cosmopolitan orientations and a European identification are most highly pronounced among those – most often highly qualified – Europeans that command over the necessary skills and resources to travel across national borders and engage in transnational interactions (Favell 2008; Fligstein 2008; Mau 2010; Kuhn 2015; Recchi et al. 2019). However, so far there has been a lack of research on how the diverse national and regional backgrounds of the people engaged in European fields and organizations actually shape how they perceive and relate to each other in their everyday interactions.

This is the starting point of my dissertation. I zoom in on the core supranational organization of the EU – the European Commission in Brussels. The Commission is the most »European« of the European institutions, as it is in charge of representing the »interests of the Union«. Its political leadership consists of 27 Commissioners nominated by the national governments, while its administrative apparatus is staffed with around 13.000 permanent officials from all member states of the EU – an autonomous European civil service. Based on semi-structured interviews with Commission officials from different countries, I ask to what extent nationality and regional background² are relevant factors for how they categorize and relate to each other in their everyday work. With this, I aim to provide new insights into the micro-level dynamics of European social integration.

To tackle this question, this study draws on the concept of »symbolic boundaries«. It has been developed to analyze very different phenomena of social categorization and differentiation – among others based on criteria such as nationality and ethnicity (Lamont, Molnár 2002; Wimmer 2008). Michèle Lamont defines symbolic boundaries as the »lines that include and define some people, groups, and things while excluding others« (Lamont et al. 2015: 850). By drawing symbolic boundaries, people assign themselves and others to social categories (e.g. social classes, ethnic groups, nationalities etc.) based on certain criteria of similarity and difference (e.g. culture, language, morals etc.). Symbolic boundaries are associated with perceptions of

² The terms »region« or »regional« are used to refer to European macro-regions, such as »Southern Europe«, or »Central Eastern Europe«, and not to sub-regions within a country, such as »Catalonia« or »Rhein-Ruhr«.

closeness and distance, likes and dislikes or feelings of superiority and inferiority. Symbolic boundaries can crystallize into »social boundaries« when they lead to the formation of social groups. This can entail social closure and the unequal distribution of resources and social positions between in-group and out-group members. This study focuses on the symbolic boundaries related to national and regional affiliation in the Commission.

The European Commission was chosen as a case study for the following two reasons. First, the Commission is a microcosm of European integration. It recruits its officials from all EU member states, in numbers roughly proportionate to their population size. These have to cooperate with each other in the name of the European interest. Second, the European Commission can be regarded as analogous to a »least likely« case for the relevance of symbolic boundaries related to national and regional background. Least-likely cases provide conservative estimates of a phenomenon: if it can be observed there, it is likely that the phenomenon can be observed under other, less restrictive circumstances too (Eckstein 2000). I argue that the European Commission is a least-likely case because it is a supranational organization that requires its officials to quit any national loyalties. Thus, the results of this study may contain lessons for other fields as well.

Methodologically, the study is based on 44 semi-structured interviews with higher Commission officials conducted in 2016 and 2017. The interview sample includes officials of different levels of seniority (policy officers to senior managers), from different Directorates-General (DGs), and from ten different EU member states: Germany, Greece, France, Hungary, Italy, Poland, Romania, Spain, Sweden and the UK. Of course, these are not all member states of the EU, but they cover a significant variety, such as large and small countries, old and new member states, Northern and Southern etc. The interview guideline taps how officials perceive and experience the diversity of national and regional backgrounds in the Commission. The interview material was analysed using qualitative content analysis (Kuckartz 2018). The analysis reconstructs the labels respondents use to categorize themselves and their colleagues and systematizes their respective contents. On the following pages, I briefly summarize the main results of the study.

Perception of national and regional symbolic boundaries

Since its inception, a core concern of the European Commission has been how to set up a functioning European civil service whose members are recruited from different countries.³ So what role do nationality and regional background play for symbolic boundaries among EU Commission officials? My study suggests that we must give a nuanced answer.

On the primary level, and in line with the expectations of the sociological literature on European integration, Commission officials de-emphasize nationality as a relevant criterion of symbolic boundaries. Why? First, Commission officials seem to have internalized cosmopolitan and professional norms that prescribe drawing boundaries and judging others in terms of their national affiliation – such as the Commission’s Staff Regulations, which require officials to act as European civil servants and not as representatives of their national governments. Second, regularly interacting with each other across national boundaries seems to lead to the deconstruction of mutual stereotypes, as predicted by the literature (e.g. Delhey 2004; Fligstein 2008). And third, most officials have enjoyed an international education and live and work together in what has been called the »Brussels bubble«. This leads to the development of a common habitus and lifestyle that often trump national differences. Taken together, these dynamics lead to a blurring of national and regional boundaries between Commission officials.

On a secondary level, however, many Commission officials continue to experience more subtle symbolic boundaries related to their different backgrounds. These concern patterns of interaction and communication in the Commission, their normative self-understanding as European civil servants and questions of status and equal chances in the organization. Thus, it seems that more subtle national and regional sensibilities remain. They are related to issues of 1) organizational culture, 2) working language, 3) professional ethos and 4) status and influence in the organization. With regard to these issues, respondents mobilize geographic distinctions such as between »Northern« and »Southern Europeans« or »old« and »new« member states to categorize and to make sense of them. These symbolic boundaries reveal the existence of a mental map that structures mutual perceptions among Commission officials. The corresponding distinctions will be described in turn.

³ Previous studies that have dealt with the issue of multinational staffing in the Commission include, but are not limited to Abélès, Bellier, McDonald (1993), Shore (2000), Ban (2013), Kassim et al. (2013) and Georgakakis (2017). For more details see Drewski (2021).

Symbolic boundaries of organizational culture

The first symbolic boundary that emerged from my interviews refers to issues of organizational culture. Much like in other large administrations, Commission officials must judge each other's work-related practices and expectations in order to be able to cooperate. For example, they assess how managers exert their authority and relate to their staff, how colleagues communicate orally or in writing, how co-workers relate to each other at the workplace etc. My interviews suggest that officials often perceive these issues to be related to their respective national and/or cultural backgrounds. They draw on categorical distinctions such as between »Southern« and »Northern« or »Western« and »Eastern Europe« to make sense of them.

The most important organizational cultural boundary that emerged from the interviews is related to the classic characteristics of bureaucratic organization as described by Max Weber: the separation of professional and private matters at work, a strict adherence to rules and procedures, an efficient organization of work routines and a hierarchical line of command (Weber 1978: 956 ff.). Respondents often refer to these principles to draw a symbolic boundary between Commission officials from »Northern« in contrast to those from »Southern Europe«. This North-South distinction seems to have emerged with the Southern Enlargement of the EU in the 1980s (see also Abélès, Bellier, McDonald 1993).

The second symbolic boundary is related to recent efforts to modernize the organizational culture of public administrations in line with managerialist principles. Much like other public administrations around the world, the Commission has implemented reforms in recent years that emphasize principles such as managerialism and output orientation, horizontal management instead of top-down leadership, and an increasing attention to gender and diversity issues (Kassim et al. 2013). In the interviews, the corresponding attitudes and behaviors are often associated with officials from the UK and Scandinavian countries, as opposed to »continental European« organizational cultures (exemplified by France and Germany).

Finally, the most recent Eastern Enlargement of the EU Commission has raised the question whether the officials from Central and Eastern Europe have introduced a new organizational culture. My interviews show that organizational cultural boundaries were perceived mainly with regards to senior officials from the first wave of new recruits (see also Ban 2013). Due to their experience under Socialist regimes, these are interpreted as having

more authoritarian attitudes. However, this boundary seems to be disappearing over time and with the recruitment of younger officials. Rather, the interviews suggest that officials from Central and Eastern Europe tend to align with the pre-existing North-South divide.

Symbolic boundaries of language

The second symbolic boundary emerged with regard to the question of language use in the Commission. The EU recognizes all 24 official languages of its member states as official languages of the EU. However, the European Commission only uses the most widely spoken languages English, French and German as internal working languages, for example in meetings or to draft internal documents. Even though most of my respondents are multilingual and speak several foreign languages, the interviews suggest that the language use in the Commission is a contentious subject. It elicits symbolic boundaries between those who support the sole use of English as *lingua franca*, and those who would like to see a balance between English and French.⁴ The use of language is contentious because it touches on issues such as cultural recognition and equality of opportunities of speakers of different languages.

On the one hand, the officials who support English as a working language in the Commission typically stress its »instrumental value« (Gerhards 2012). For them, a language is primarily a medium of communication. Its instrumental value is defined by its ability to enable efficient communication with many other people. For these respondents, English is the working language with the highest instrumental value, because it is simple, efficient and it has become the worldwide *lingua franca* in recent decades. They draw a symbolic boundary against those who continue to insist on the use of French, even though it is much less spoken. English was preferred by most of my respondents from Northern and Central and Eastern Europe, while the defense of French was often associated with French officials and speakers of other Romance languages such as Italian and Spanish.

On the other hand, Commission officials who support a balance between English and French as working languages typically point out the »symbolic value« of languages (Gerhards 2012). For them, languages are not only a medium of communication, but they can have a symbolic value as expres-

⁴ The Commission's third working language, German, is only of minor importance.

sions of a certain culture and identity. These respondents argue for a balanced use of English and French in order to respect the cultural diversity of the organization and to tap the different meanings and worldviews enshrined in different languages. They often identify the shift towards a monolingual English-speaking organization with the Northern and particularly the Eastern Enlargement, which brought in many officials who could not speak French. I found this position mostly among my French, Spanish, Italian and Greek respondents.

The experiences of Commission officials from Central and Eastern Europe stood out in the interviews. They often felt excluded by the use of French as a working language in the Commission, as they come from countries where French is not typically taught as a foreign language. Hence, they aligned with their Anglophone colleagues and strongly supported the use of English in the Commission.

The ethos of the European civil service

The third symbolic boundary that emerged from the interviews touches on the ethos of the European civil service. In his writings on bureaucracy, Max Weber characterized the civil service as a »vocation«: Civil servants do not only work for their income, but for the state and the common good of society (Weber 1978: 958 f.). The EU Commission differs from other kinds of civil services because it serves not a common national interest, but the »interests of the Union«. Commission officials are *European* civil servants (Georgakakis 2017). My interviews suggest that Commission officials draw symbolic boundaries based on having a vocation to »build Europe« and defending the European interest. These issues were primarily raised in the context of the EU Eastern Enlargement and the recruitment of Central and Eastern European Commission officials.

Some respondents emphasize that Commission officials must have a strong vocation to build Europe. This means working for the European Commission primarily because of a commitment to the project of European integration, and not merely for a high salary, job security or career advancement. It also means working in the name of the European interest and always adopting a European instead of a national perspective at work. The respondents subscribing to such a notion of the European civil servant often associate the Eastern Enlargement with a weakening of the Commission's *esprit*

de corps, as the Commission significantly expanded in terms of size and recruited officials from Central and Eastern Europe allegedly more motivated by material rewards than by the project of building Europe together.

In contrast, many Central and Eastern European respondents emphasized that they are more down to earth regarding the value commitments of Commission officials. They argue that the material rewards offered by a career in the Commission cannot be easily dismissed as a source of job motivation. Dismissing material rewards is rather the expression of a certain privilege that comes from growing up in a highly developed region with many career options. These respondents also criticize biased definitions of the European interest which do not take into account the special needs of less developed countries and regions of the EU. Respondents associate this perspective with growing up in Central and Eastern Europe and having experienced a lower level of socio-economic development compared to »Western Europe«.

Symbolic boundaries of status and influence

The final symbolic boundary relates to the Commission officials' status within the organization and their access to management positions. As in any bureaucratic organization, advancement ideal-typically depends on individual performance and seniority. However, the Commission is embedded in a multilevel system of governance and has to take the interests of the EU member states into account. This extends to the occupation of posts as well. While the Commission must respect an adequate »geographic balance« of staff across all hierarchical levels of the organization, member states also lobby on behalf of the placement of *their* nationals. As a consequence, officials may experience their status and chances in the Commission to be tied to their national and/or regional affiliation.

The interviews suggest that symbolic boundaries of status and influence in the Commission are related to two geographic categories. First, they are related to being from a »big« or a »small« member state of the EU. At the time of the interviews (before the Brexit), Germany, France and the UK were considered the most important EU member states, based on their population size and economic weight, followed at some distance by Italy and Spain. Poland, as the sixth most populous country in the EU, did not yet close up to this group. The other countries were categorized as »small« EU

member states. Respondents from small member states considered themselves to be disadvantaged in the occupation of influential posts.

Second, the issue of status and equal representation arose with the Eastern Enlargement of the EU and the distinction between »old« and »new« member states. With the Eastern Enlargement, many Central and Eastern Europeans were recruited, sometimes directly into higher management positions of the Commission. This initially created some resentment among the established staff, because their advancement was blocked for some time. A decade after the Enlargement, conflicts seem to have subsided. But my interviews show that Central and Eastern European Commission officials continue to see a disadvantage accessing top posts and to feel treated as »newcomers« to the organization.

Concluding remarks

Overall, my study shows that European Commission officials do not perceive the national and regional heterogeneity of the organization as an explicitly divisive factor. They understand themselves as *European* civil servants, not national representatives. Some were drawn to a job in the Commission precisely because of its multinational character. And yet, the interviews suggest that with regard to some questions – such as how to interact and communicate with each other or the values that inspire their work – symbolic boundaries are drawn and perceived that need to be negotiated. These emerge with regard to issues such as organizational culture, language use, professional values and status and influence within the organization. The dissertation describes the perceived distinctions in detail and how they are associated with national and regional categorizations in the Commission (Drewski 2021).

What can we learn from this study about the sociological dimension of European integration? It suggests that the participation in European social fields and organizations does not lead to a complete erosion of national forms of identification and categorization. National and regional references can remain relevant in a subtle way even in the most European organization of the EU. Indeed, Commission officials continue to draw on a shared mental map of Europe that contains beliefs about typical characteristics attributed to the inhabitants of a country or region. These beliefs seem to be the product of historical developments as well as political, economic and cultural

differences and inequalities between EU member states. My work suggests that these mental maps may continue to shape the way Europeans perceive themselves and each other and thereby influence the dynamics of European social integration.

References

- Abèlès, M., Bellier, I., McDonald, M. 1993: *An Anthropological Approach to the European Commission. Report to the European Commission.* Brussels: European Commission.
- Ban, C. 2013: *Management and Culture in an Enlarged European Commission: From Diversity to Unity?* Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Delhey, J. 2004: *European Social integration: From Convergence of Countries to Transnational Relations between Peoples.* WZB Discussion Paper SP I 2004–201.
- Drewski, D. 2021: *National and regional symbolic boundaries in the EU Commission: Towards an ever closer union?* London: Routledge (forthcoming).
- Eckstein, H. 2000: *Case Study and Theory in Political Science.* In R. Gromm, M. Hammersley, P. Foster (eds.), *Case Study Method: Key Issues, Key Texts.* London: Sage Publications, 119–165.
- Favell, A. 2008: *Eurostars and Eurocities: Free Movement and Mobility in an Integrating Europe.* Malden: Blackwell.
- Fligstein, N. 2008: *Euroclash: The EU, European Identity, and the Future of Europe.* Oxford: Oxford University Press.
- Georgakakis, D. 2017: *European Civil Service in (Times of) Crisis: A Political Sociology of the Changing Power of Eurocrats.* Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Gerhards, J. 2007: *Cultural Overstretch? Differences between Old and New Member States of the EU and Turkey.* London: Routledge.
- Gerhards, J. 2012: *From Babel to Brussels: European Integration and the Importance of Transnational Linguistic Capital.* *Berlin Studies on the Sociology of Europe (BSSE)* 28.
- Heidenreich, M. (ed.) 2019: *Horizontal Europeanisation: The Transnationalisation of Daily Life and Social Fields in Europe.* Abingdon: Routledge.
- Kassim, H., Peterson, J., Bauer, M., Connolly, S., Dehousse, R., Hooghe, L., Thompson, A. 2013: *The European Commission of the Twenty-First Century.* Oxford: Oxford University Press.
- Kuckartz, U., 2018: *Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung.* Weinheim: Beltz Juventa.
- Kuhn, T. 2015: *Experiencing European Integration: Transnational Lives and European Identity.* Oxford: Oxford University Press.
- Lamont, M., Molnár V., 2002: *The Study of Boundaries in the Social Sciences.* *Annual Review of Sociology*, 28. Jg., 167–195.

-
- Lamont, M., Pendegrass, S., Pachucki, M.C., 2015. Symbolic Boundaries. In J. Wright (eds.), *International Encyclopedia of Social and Behavioral Sciences*. Oxford: Elsevier, 850–855.
- Mau, S. 2010: *Social Transnationalism: Lifeworlds beyond the Nation-State*. London: Routledge.
- Recchi, E. et al. 2019: *Everyday Europe: Social Transnationalism in an unsettled Continent*. Bristol: Policy Press.
- Shore, C. 2000: *Building Europe: The Cultural Politics of European Integration*. London: Routledge.
- Weber, M. 1978: *Economy and Society*. Berkeley: University of California Press.
- Wimmer, A. 2008: The Making and Unmaking of Ethnic Boundaries: A Multilevel Process Theory. *American Journal of Sociology*, vol. 113, no. 4, 970–1022.

Gesellschaftlicher Veränderungswille oder ohnmächtige Angst?

Die Corona-Pandemie als Fanal eines spätmodernen Weltverlustes

Alexandra Schauer

Kein Ereignis hat das Jahr 2020 so geprägt wie die Ausbreitung des Coronavirus. Was als Infektionsgeschehen in Wuhan begann, weitete sich innerhalb weniger Monate zu einer globalen Pandemie aus. Tiefgreifende Einschnitte in den Alltag waren die Folge. Auf die Entwicklungen wurde zunächst mit Ohnmacht und Angst, sodann mit Ärger und Frustration reagiert. Nahezu immer wurde die Pandemie jedoch als eine Katastrophe im ursprünglichen Sinne erlebt: als eine Wende, durch die sich das Zusammenleben radikal verändern würde. Welche Zukunftsbilder dabei dominieren, legt eine Studie über den medialen Umgang mit dem Virus offen, die von einer »Verengung der Welt« spricht, in deren Zentrum »Bildwelten apokalyptischer Endzeiterzählungen« stehen (Gräf, Henning 2020: 13, 17). Solche düsteren Zukunftsvisionen ziehen sich bis in unsere Traumwelt hinein: Die Zunahme von Alpträumen und plötzlichem, schreckhaftem Erwachen stellt eine Begleitscheinung des Lockdowns dar (Pesonen et al. 2020).

Wenig verwunderlich erscheint es auf den ersten Blick, dass wir auf Erschütterungen unseres Alltages mit Angst und Schrecken, mit Gefühlen der Ohnmacht und Aussichtlosigkeit reagieren. Und doch handelt es sich bei Katastrophen – anders als es der in der Corona-Pandemie omnipräsente Begriff der Naturkatastrophe nahelegt – nicht ausschließlich um natürliche Ereignisse. Was als Katastrophe erscheint und wie wir darauf reagieren, stellt vielmehr das Resultat einer gesellschaftlichen Deutungsarbeit dar, die die emotionale und kognitive Tiefenstruktur eines Zeitalters offenlegt. Mein Vorschlag ist, die Verarbeitung der Pandemie als Indikator eines radikalen Wandels der Weltbeziehungen zu deuten, dessen Kern eine fortschreitende Entfremdung bildet. Die Welt wird immer weniger als ein Ort erlebt, der sich durch gemeinsames Handeln politisch gestalten lässt. *Mensch ohne Welt* – der Titel meiner Dissertation – bedeutet, dass in der spätmodernen Gegenwart an die Stelle eines gesellschaftlichen Veränderungswillens zunehmend das Gefühl einer ohnmächtigen Angst getreten ist.

An Tiefenschärfe gewinnt diese Diagnose, wenn man den Umgang mit der Corona-Pandemie mit der Verarbeitung einer Krise konfrontiert, die vielen als Urkatastrophe der modernen Welt gilt: dem Erdbeben von Lissabon, das sich am 9. November 1755 ereignete und als Katalysator eines mentalitätsgeschichtlichen Wandels gewirkt hat. Das Erdbeben, auf das noch am gleichen Tag eine Feuersbrunst und ein Tsunami gefolgt waren, wurde zunächst im Rahmen des vormodernen Krisenverarbeitungsmodus als göttliche Strafe für menschliches Fehlverhalten gedeutet. Im weiteren Verlauf setzte sich jedoch eine andere Erklärung durch, mit der sich das Beben einerseits in ein vom göttlichen Willen losgelöstes Naturereignis und andererseits in eine menschengemachte Katastrophe verwandelte, die sich fortan – so die Hoffnung – durch Kalkulation, Wissen und Voraussicht vermeiden lassen würde. »Es war nötig, daß Erdbeben bisweilen auf dem Erdboden geschähen«, schrieb als Zeitzeuge Immanuel Kant (1994: 131), »aber es war nicht notwendig, daß wir prächtige Wohnplätze darüber erbauten«.

Mit der Verwandlung der Welt in ein von Naturgesetzen bestimmtes und von Menschen manipulierbares Bauwerk bekam der Mensch nicht nur die Verantwortung für die Katastrophe übertragen. Zudem wurde jene Dialektik von Fortschrittsoptimismus und Zukunftsangst freigesetzt, die noch unsere Zeit bestimmt. Die modernen Gesellschaften des 18. und 19. Jahrhunderts haben sich in dieser Dialektik meist auf die Seite des Fortschritts gestellt. Seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts schlägt das Pendel zur Gegenseite aus. Unsere spätmoderne Gegenwart sieht weiterhin die Gefahr, aber das Rettende nicht mehr. Ulrich Beck hat für diesen Modus der Krisenverarbeitung bereits 1986 den Begriff der *Risikogesellschaft* geprägt. Die sich in diesem Jahr ereignende Reaktorkatastrophe von Tschernobyl ließ den neuen Modus erstmals gesamtgesellschaftlich erfahrbar werden. Im Schatten der Atomwolke, die über Europa zog, verwandelte sich die menschengemachte Katastrophe in ein unkontrollierbares Naturereignis zurück, dessen Ausgang allein von Wind und Wetter abzuhängen schien.

Es ist dieser Wandel gesellschaftlicher Weltbeziehungen, den ich in meiner Dissertation aus einer historisch-soziologischen Perspektive untersuche. In drei Kreisbewegungen, die an den drei Dimensionen des Weltverhältnisses – Zeit, Mitwelt und Umwelt – ausgerichtet sind, stelle ich der modernen Entdeckung der Welt – in Sinne der Gestaltbarkeit von Gesellschaft – die spätmoderne Erschöpfung gestalterischer Phantasien gegenüber. Einer Skizze der Ergebnisse sei eine kurze Bemerkung zum Weltbegriff vorangestellt.

»Die Sorge um eine so oder anders beschaffene Welt«

Welt ist ein Wort, das aus der Alltagssprache bekannt ist. Zugleich haftet ihm etwas Schillerndes an. Wir reden von Welt, um unseren Globus zu bezeichnen. Ferner kennen wir Angelegenheiten von Welt, die sich auf Dinge beziehen, die uns alle angehen. Der Weltbegriff meiner Arbeit schließt an das zweite Verständnis an. Er ist der Politischen Theorie Hannah Arendts entnommen. Von Martin Heidegger kommend hat sich Arendt zunächst für die Welt als universalen Erscheinungsraum interessiert, der die dingliche Umwelt einschließt, sie aber auf das »Bezugsgewebe der menschlichen Angelegenheiten und der in ihr dargestellten Geschichten« (Arendt 2008: 222) transzendiert. Welt in diesem Sinne erscheint als etwas Unverlierbares bzw. der Verlust von Welt würde das Ende menschlicher Existenz bedeuten. Diesem phänomenologischen Verständnis hat Arendt ferner ein politisches gegenübergestellt. In dessen Zentrum steht die »Sorge um eine so oder anders beschaffene Welt, ohne welche [den]jenigen, die sich sorgen, das Leben nicht wert dünkt, gelebt zu werden« (Arendt 2007: 24). Als politisches Phänomen meint Welt einen Ort gemeinsamen Sprechens und Handelns, der sich durch Historizität, Pluralität und Gestaltbarkeit auszeichnet. Welt in diesem Sinne hat nicht nur eine Geschichte, sie ist zugleich durch Vergänglichkeit bestimmt: Als Ort wechselseitigen Austauschs und gemeinsamer Gesellschaftsgestaltung besteht sie nur solange, wie sie im Handeln und Sprechen aktualisiert wird. Arendt, die »melancholische Denkerin der Moderne« (Benhabib: 2006), lässt das Ende der politischen Welt mit der Aufhebung der Trennung zwischen Politik und Ökonomie zusammenfallen. Während sie die mit Fragen des guten Lebens beschäftigte Politik als Reich der Freiheit ansieht, gilt ihr die für die Sicherung des Überlebens zuständige Ökonomie als Reich der Notwendigkeit. Weil mit der sozialen Frage in der Moderne solche Belange der elementaren Lebenssicherung ins Zentrum der Politik getreten sind, erscheint Arendt diese Entwicklung als Weltentfremdung. Dagegen haben Sheyla Benhabib (2006: 150 ff.) und Rahel Jaeggi (1997: 40 ff.) vorgeschlagen, die Sphärentrennung zwischen Brot und Politik nicht zu verabsolutieren, sondern als eine Art und Weise der Thematisierung zu verstehen, die dort politisch ist, wo sie die Gestaltbarkeit von Verhältnissen offenlegt.

Inwiefern sich die Geschichte moderner Gesellschaften mit einem solchen, auf Gestaltbarkeit zielenden Weltverständnis in Verbindung bringen lässt, wird nun anhand des Wandels der Zeitvorstellungen, der Öffentlichkeit und des Stadtraums gezeigt.

Vom Fortschritt zum Risiko

Die Art und Weise, in der wir Zeit erleben, ist eng mit den Formen gesellschaftlicher Praxis verknüpft. Darauf weist bereits der Begriff selbst hin, der von dem Wort Gezeiten abstammt. In der Vormoderne haben sich soziale Praktiken vor allem am Gang der Natur orientiert. Die wiederkehrenden Rhythmen von Tag und Nacht, Ebbe und Flut, Sommer und Winter strukturierten in Agrargesellschaften den Tages- und Jahresverlauf. Das ihnen angemessene Zeitmessgerät stellt die Sonnenuhr dar, die noch keine mathematische Genauigkeit kannte. Als Resultat entstand ein Zeitempfinden, das wesentlich zyklisch orientiert war. Zeit erschien als statisch oder wiederkehrend, nicht jedoch als ein Medium der Veränderung (Zoll 1988). Dieses Zeitempfinden hat auch die Wahrnehmung historischer Zeit geprägt. Aufgrund der Regelmäßigkeit der Abläufe und der Langsamkeit sozialen Wandels erschien die Gegenwart wesentlich als Wiederkehr des Vergangenen, während die Zukunft als eigenständiger Zeithorizont noch gar nicht zur Verfügung stand (Hölscher 2016). Was von der bevorstehenden Zeit zu erwarten war, war im christlichen Abendland zudem durch die Religion abgesteckt. Die eschatologische Annahme eines Weltenendes am Tag des Jüngsten Gericht blieb bis ins 16. Jahrhundert eine Naherwartung (Koselleck 2006a: 20).

Diese doppelte, natürliche wie religiöse Beschränkung des Erwartungshorizonts wurde erst im Übergang zur Moderne aufgebrochen: In dem Maße, in dem sich gesellschaftliche Prozesse beschleunigten, verallgemeinerte sich die Erfahrung, dass die Zukunft anders sein würde als die Vergangenheit (Koselleck 2006b). Eine treibende Kraft dieser Veränderung war die Neuordnung der gesellschaftlichen Reproduktion. Die Anfänge dieser Transformation lassen sich bis in die Städte des Hochmittelalters zurückverfolgen, in denen der Markt begann, zum Mittelpunkt des ökonomischen Lebens zu werden (Weber 2000). Technischer Niederschlag dieser Entwicklung war die mechanische Uhr, mit deren Ticken ein der Natur unbekannter Rhythmus in das gesellschaftliche Leben eindrang. Die mechanische Uhr wurde vermutlich in einem Kloster erfunden, gesellschaftliche Bedeutung hat sie als schlagende Stundenuhr in den Städten erlangt (Dohrn-van Rossum 1995). Ihre Ausbreitung seit dem 14. Jahrhundert weist einerseits auf einen erhöhten Koordinationsbedarf hin. Andererseits kündigt sich in ihr ein neuer Zeitumgang an, der mit dem Aufstieg der Marktvergesellschaftung verbunden ist: Angeleitet wird er von dem kategorischen Imperativ, dass Zeit Geld ist und deswegen nicht verschwendet werden darf (Weber 2004).

Durch den kalkulierenden Umgang verwandelte sich Zeit in etwas, das sich planen und gestalten, einteilen und ausnutzen ließ. Die enge Verknüpfung von Ökonomie und Zeitordnung zeigt sich auch daran, dass jede neue Stufe kapitalistischer Vergesellschaftung mit der Erfindung eines neuen Zeitinstrumentes einherging: Zum neuzeitlichen Handelskapitalismus gehört die Taschenuhr. Die industrielle Revolution bringt die Stechuhr hervor und sie führt, um die immer komplexer werdenden gesellschaftlichen Austauschbeziehungen zu koordinieren, die Weltzeit ein. Zur fordistischen Massenproduktion des 20. Jahrhunderts gehört die Armbanduhr, während mit der Ausbreitung der flexiblen Akkumulation seit den 1970er Jahren die Quarzuhr und die Digitaluhr Einzug halten.

Mit Blick auf die historische Zeit führt die von der Zeit-Geld-Äquivalenz angetriebene Temposteigerung des Lebens zur Entdeckung der Zukunft als einem Horizont unbegrenzter Möglichkeiten. Das Auseinandertreten von Erfahrung und Erwartung lässt an die Stelle des Glaubens an die Wiederkehr alles Geschehenen die Irreversibilität der Ereignisse treten. Die Zukunft öffnet sich als eigenständiger Zeitraum, der durch menschliches Handeln beeinflussbar ist (Koselleck 2006b). In individueller Hinsicht steht hierfür die Entwicklungsbiographie, die von der Leistung des Einzelnen abhängen soll. In kollektiver Hinsicht breitet sich die Vorstellung aus, dass sich Geschichte gestalten lässt. Dieses neue Geschichtsverständnis zeigt sich auch in der Ausdeutung des Erdbebens von Lissabon: Durch kluge Voraussicht und strategische Planung sollen zukünftige Katastrophen verhindert werden.

Ist der Übergang von der Vormoderne in die Moderne durch die Ablösung einer zyklischen durch eine lineare Zeitvorstellung geprägt, so setzt in der Spätmoderne eine Flexibilisierung der Zeit ein. Auch dieser Wandel lässt sich mit einer Transformation der ökonomischen Ordnung in Verbindung bringen, wengleich auch andere Ereignisse, wie die digitale Revolution oder der Bedeutungsgewinn von Dienstleistungen, einen Einfluss entfalten. Im Zuge einer Entwicklung, die oftmals mit dem schillernden Begriff des Neoliberalismus beschrieben wird, hat sich ein globalisierter (Finanz-)Markt entwickelt, auf dem Austauschbeziehungen in Echtzeit ablaufen, während in der Produktion auf Just-in-Time-Herstellung oder Build-To-Order-Konzepte gesetzt wird. Ziel dieser flexiblen Anpassung an das Marktgeschehen ist die Vermeidung von Überproduktion und hohen Lagerkosten. Ihr Resultat stellt jedoch ein tiefgreifender Wandel des Alltages dar, dessen arbeitsorganisatorischer Ausdruck das Schwinden des Normalarbeitsverhältnisses sowie der Bedeutungsgewinn flexibler Arbeitszeiten und atypischer Beschäf-

tigungsformen ist. Hatte sich im organisierten Kapitalismus ein Zeitverwendungsmuster durchgesetzt, das der Logik des Fahrplans folgte, so wird über Zeit nun von Augenblick zu Augenblick entschieden (Rosa 2008: 362 ff.). Geschäfte schließen nicht mehr um 18 Uhr, sondern haben bis tief in die Nacht geöffnet. Streaming-Dienste lösen die starre Logik des Fernsehprogramms ab, während Smartphones es ermöglichen, jede alltägliche Verabredung flexibel zu handhaben.

Mit Blick auf die historische Zeit führt die Flexibilisierung zu einer Desorientierung des historischen Sinns. Diese Entwicklung wurde sowohl als Gegenwartsschrumpfung (Lübbe 1994) als auch als Verbreiterung der Gegenwart (Nowotny 1989: 47) beschrieben. Beide Diagnosen gehen davon aus, dass es schwieriger wird, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ein tragfähiges Verhältnis zu bringen. Weil immer mehr gleichzeitig geschieht, während sich die Folgen des Handelns kaum noch abschätzen lassen, scheint Zeit nicht mehr nach vorn, sondern in die Breite zu gehen. In der Folge verändert sich auch das Verhältnis zu den anderen beiden Zeithorizonten: Die Zukunft wird zunehmend als Risiko erlebt, während Vorstellungen eines besseren Lebens in einer nostalgisch verklärten Vergangenheit gesucht werden. Es ist diese Verdunkelung des Zukunftshorizonts, der zwar als offen, aber unbeherrschbar erscheint, die sich auch in der Corona-Krise zeigt. Sie wirkt sich zugleich auf die politische Vergesellschaftung aus: Ging die moderne Entdeckung der Gestaltbarkeit mit der Entstehung einer Öffentlichkeit einher, so begünstigt die spätmoderne Verdunkelung des Zukunftshorizonts eine Atmosphäre der politischen Alternativlosigkeit.

Technokratischer Staat und postpolitische Öffentlichkeit

Die Welt ist so, wie sie ist, sie lässt sich nicht ändern, war das kategorische Urteil der Vormoderne. Wie sich bereits an der Katastrophenausdeutung als göttlicher Strafe zeigte, erschien alles, was sich ereignete, als Schicksal oder göttliche Fügung. Erst im Zuge der modernen Entdeckung der Gestaltbarkeit von Geschichte konnte die Veränderung der Welt zu einem politischen Projekt werden. Sprachlichen Ausdruck hat diese Entwicklung in der Einführung von Bewegungsbegriffen gefunden (Koselleck 2006b: 369 ff.). Institutionell war sie von der Entstehung einer Öffentlichkeit begleitet, die sich nicht nur als Raum gemeinsamen Austauschs und wechselseitiger Aufklärung verstand, sondern überdies beanspruchte, auch über die politische Ge-

staltung der Welt zu entscheiden (Habermas 2006). Als Initialereignisse, die dem neuen Selbstverständnis zur Durchsetzung verhelfen, lassen sich die Amerikanische und die Französische Revolution ansehen. Sie haben gezeigt, »daß es das absolut Neue auch im Politischen geben« kann (Arendt 2011: 57).

Bereiteten die politischen Revolutionen der Öffentlichkeit den Weg, so ist deren weitere Geschichte durch Kämpfe um die Beschränkung oder Erweiterung des Zugangs zu ihr bestimmt. Der Ausgang dieser Kämpfe lässt sich an der Entwicklung der Bürgerrechte ablesen. Sie folgte – allen Brüchen und gegenläufigen Tendenzen zum Trotz – der Logik einer doppelten Ausweitung: Einerseits wurde das zunächst auf den männlichen Bourgeois beschränkte Bürgerrecht immer neuen Gruppen verliehen. Andererseits wurden zum bestehenden Status immer neue Rechte hinzugefügt. Länderspezifische Abweichungen vernachlässigend, kann diese Entwicklung jeweils grob einem Jahrhundert zugeordnet werden: Auf die Gewährung bürgerlicher Freiheitsrechte im 18., folgte die Einführung politischer Rechte im 19. und die Anerkennung sozialer Rechte im 20. Jahrhundert (Marshall 1992). Als ein Prozess der Weltaneignung lässt sich das insofern verstehen, als durch die Kämpfe einerseits immer neue Aufgaben in den Bereich der Politik gehoben worden sind, wofür exemplarisch die Kollektivierung sozialer Risiken im Wohlfahrtsstaat steht. Andererseits haben die Kämpfe selbst dort, wo sie nicht erfolgreich waren, dem Anspruch auf Verständigung über die politische Gestaltung der Welt Sichtbarkeit und Nachdruck verliehen.

Hatte in der Moderne ein Prozess der Politisierung des Sozialen begonnen, so setzt in der Spätmoderne die gegenläufige Entwicklung einer Privatisierung sozialer Probleme ein. Die wohlfahrtsstaatliche Logik der Aktivierung bedeutet den »tendenziellen Übergang von der öffentlichen zur privaten Sicherheit, vom kollektiven zum individuellen Risikomanagement« (Lesenich 2008: 82). In der Folge wird die »Sorge um eine so oder anders beschaffene Welt« (Arendt 2007: 24) durch die Sorge um sich selbst und niemand anderen abgelöst. Wie weit die Individualisierung von Verantwortung vorangeschritten ist, zeigt sich daran, dass selbst offensichtliche Strukturprobleme der Gesellschaft, wie etwa Massenarbeitslosigkeit, nicht als solche wahrgenommen werden, sondern als Ausdruck individuellen Versagens, als Resultat falscher Entscheidungen. Folglich muss sich nicht die Welt, sondern das Selbst ändern.

Begleitet ist die Privatisierung sozialer Probleme von einer Aushöhlung der Welt als Verständigungs- und Gestaltungsraum. Deren zwei Seiten sind die Entstehung eines technokratischen Staates und die Formierung einer

postdemokratischen Öffentlichkeit. Im technokratischen Staat werden Entscheidungen von Experten unter Ausschluss der Öffentlichkeit getroffen. Zudem werden sie *als* Entscheidungen durch eine Rhetorik der Alternativlosigkeit unsichtbar gemacht (Séville 2017). Die postdemokratische Öffentlichkeit zeichnet sich durch ein Desinteresse am politischen Geschehen aus, das sie nur hin und wieder durch Applaus oder Buhrufe stört, ohne es mitzugestalten (Crouch 2008). Wie weit der Zerfall vorangeschritten ist, zeigt sich in der Corona-Pandemie, in der die Verwaltung der Krise durch direkte Maßnahmen zu hohen Zustimmungswerten in der postdemokratischen Öffentlichkeit führt. Zugleich ist aus den vereinzelt Buhrufen ein immer lauter vernehmbares Grollen geworden. Der weltweite Aufstieg populistischer Bewegungen wird häufig als Rückkehr des Politischen innerhalb einer technokratischen Welt gedeutet. Man kann die Berufung auf Faktizität und die Verkündung alternativer Fakten aber auch als zwei Seiten einer Entwicklung verstehen: Die technokratische Regierung erzeugt eine Kultur der Evidenz, die verleugnet, dass Fakten von Menschen gemacht sind und insofern von der Frageperspektive, den Messinstrumenten und den Gütekriterien abhängen. Die Produktion »alternativer Fakten« stellt die falsche Antwort einer zerfallenden Öffentlichkeit auf die ihr präsentierte Alternativlosigkeit dar. Der anfechtbaren Wahrheit setzt sie die offensichtliche Lüge entgegen. An eine wirkliche Alternative können beide nicht glauben. Studien zeigen, dass gerade im Umfeld der AfD apokalyptische Zukunftsbilder überproportional vertreten sind (Petersen 2016). Unter der Vorherrschaft der Logik des Resentiments ist in den populistischen Bewegungen an die Stelle einer aktiven Gestaltung der Welt der reaktive Kampf um die eigene Selbsterhaltung getreten. Der Ort, an dem diese Kämpfe ausgetragen werden, ist die sozial polarisierte und räumlich fragmentierte Stadt.

Die städtische Wagenburgmentalität

Städte sind die Zentren des modernen Lebens. In ihnen ist nicht nur die moderne Zeitordnung entstanden, sie waren zudem der Schauplatz von Kämpfen um die Ausweitung der Öffentlichkeit. Als Symbol der neuen Zeitordnung fungierten die öffentlichen Uhren, die an keinem Warenhaus, keiner U-Bahn-Station und keiner Straßenecke fehlen durften. Eine Herausforderung der neuen Öffentlichkeit stellte der Rollenkonflikt zwischen Bourgeois und Citoyen, zwischen Unternehmer und Staatsbürger dar. Als

städtebaulicher Niederschlag dieses Konfliktes lässt sich die Ordnung des Boulevards ansehen. Ausgehend von Paris und angetrieben vom intensivierten Warenverkehr, drang er im 19. Jahrhundert in die Städte ein. Zu den Eigenarten des Boulevards gehört, dass dieser erstmals systematisch zwischen Gehweg und Straßenverkehr trennt. Diese Trennung sollte beiden Seiten zu ihrem Recht verhelfen. In Wirklichkeit gewann mit ihr die Ökonomie systematischen Vorrang vor der Politik. Auf der Fahrbahn zeigte sich das an der Priorität des Warenverkehrs. Auf dem Gehweg genoss der Konsument Vorrang vor dem Citoyen. Dennoch war der Boulevard, der die Stadt erstmals für alle ihre Bewohner öffnete, auch ein Begegnungsraum. Auf ihm traf der Flaneur die Masse und dort sah sich der Konsument den Augen der Armen ausgesetzt. Selbst der Citoyen forderte auf dem Boulevard sein Recht ein. Auf ihm fanden die ersten Massendemonstrationen statt und dort wurde für und gegen die soziale Revolution gekämpft. Diese Kämpfe trieben die moderne Erweiterung der Öffentlichkeit voran.

Hatte der Boulevard zur Homogenisierung wie zur Öffnung der Stadt beigetragen, so findet in der Spätmoderne eine Privatisierung und Schließung des städtischen Raums statt. Den Stadttypus der Spätmoderne stellt die *fragmented metropolis* dar. Es handelt sich bei ihr um eine verstädterte Landschaft, die in verschiedene Knotenpunkte mit eigenen Zentren zerfällt. Idealtypisch verkörpert wird der neue Stadttypus durch Los Angeles (Fogelson 1976), aber auch viele der europäischen Kernstädte verwandeln sich im Zuge ihrer Vergrößerung in diese Richtung (Sieverts 1997). Mit der sozialräumlichen Fragmentierung korreliert eine soziale Polarisierung. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts stand – wie die Stadtsoziologie der Chicago School zeigt – das räumliche Nebeneinander von Armut und Reichtum für die Möglichkeit fortschreitender Integration. Dem sozialen Aufstieg entsprach eine Reise durch die Stadt, die von den Elendsvierteln über die Arbeiterwohnung bis zum Vorstadtheim führte. In der Gegenwart sind die Elendsviertel in der Regel nicht Ausgangspunkt, sondern Endpunkt der Reise (Wacquant 2018). An die Stelle der Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist ein sich verhärtender Kampf aller gegen alle getreten. Der Anstieg von Armut und Obdachlosigkeit legt hiervon Zeugnis ab. In der Folge kehrt jene Mauer, die einstmals das Leben in der Stadt an den Grenzen bestimmt hatte, in ihrem Inneren in Gestalt von Zäunen, Türcodes und Schranken zurück.

Die Entstehung einer Architektur des ausschließenden Einschlusses und des einschließenden Ausschlusses ist als sozialräumlicher Ausdruck der Privatisierung sozialer Probleme anzusehen. Am deutlichsten tritt diese in den

amerikanischen Städten hervor. Ihre drei Pole sind dort die Gated Community, das Ghetto und das Gefängnis. Sie breitet sich aber auch in den europäischen Metropolen aus. Eine innerstädtische Verlängerung der geschlossenen Gemeinschaften bilden die halböffentlichen Räume der Restaurantfreisitze und Erlebnisparks, der Shopping Malls und Einkaufsbahnhöfe. Zutritt zu dieser Halböffentlichkeit erhält nicht mehr der Bürger, sondern der kaufkräftige Konsument. In Pandemiezeiten hat die Logik des ausschließenden Einschlusses und des einschließenden Ausschlusses insofern weiter an Bedeutung gewonnen, als vom öffentlichen Raum, in dem sich die Viren geräusch- und gestaltlos fortbewegen, eine unsichtbare Gefahr ausgeht. Wer kann, der bleibt zu Hause, lässt sich seinen Einkauf liefern und schließt sich im Home-Office ein. Weil dies nicht allen möglich ist, treibt auch der Virus die soziale Polarisierung voran.

Die Architektur des einschließenden Ausschlusses und des ausschließenden Einschlusses lässt sich als versteinertes Ausdruck des Bedeutungsverlustes der Welt als Verständigungs- und Gestaltungsraum ansehen. Als festungsartige Anlagen im Inneren der Stadt sind die Gated Communities die Wohnstätten des weltlosen Menschen, für den der öffentliche Raum von einem Möglichkeitshorizont zu einem Gefahrengebiet geworden ist. Damit schließt sich der Kreis: War die Öffnung des Zukunftshorizonts mit einer Öffnung der Stadt einhergegangen, so artikuliert sich in der Rückkehr zur geschlossenen Gemeinschaft die Verdunkelung des Zukunftshorizonts.

Literatur

- Arendt, H. 2007: Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass. Hrsg. von U. Ludz. München: Piper.
- Arendt, H. 2008 [1960]: Vita Activa oder Vom tätigen Leben. München: Piper.
- Arendt, H. 2011 [1965]: Über die Revolution. München: Piper.
- Benhabib, S. 2006 [1998]: Hannah Arendt. Die melancholische Denkerin der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Crouch, C. 2008: Postdemokratie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dohrn-van Rossum, G. 1995 [1992]: Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnungen. München: dtv.
- Fogelson, R.M. 1967: The Fragmented Metropolis: Los Angeles 1850–1930. Cambridge: Harvard University Press.

- Gräf, D., Henning, M. 2020: Die Verengung der Welt. Zur medialen Konstruktion Deutschlands unter Covid-19 anhand der Formate ARD Extra – Die Coronalage und ZDF Spezial. *Magazin des DFG-Graduiertenkolleg Privatheit und Digitalisierung* 14, 13–20.
- Habermas, J. 2006 [1962]: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hölscher, L. 2016 [1999]: Die Entdeckung der Zukunft. Göttingen: Wallstein.
- Jaeggi, R. 1997: Mensch und Person. Zum anthropologischen Hintergrund der Gesellschaftskritik Hannah Arendts. Berlin: Lukas Verlag.
- Kant, I. 1994 [1756]: Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigen Vorfälle des Erdbebens, welches Ende des 1755sten Jahres einen großen Teil der Erde erschüttert hat. In W. Breidert (Hg.), Die Ersütterung der vollkommenen Welt. Die Wirkung des Erdbebens von Lissabon im Spiegel europäischer Zeitgenossen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 108–136.
- Koselleck, R. 2006a [1968]: Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit. In R. Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 17–37.
- Koselleck, R. 2006b [1976]: »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont«. Zwei historische Kategorien. In R. Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 349–375.
- Lessenich, S. 2008: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: Transcript.
- Lübbe, H. 1994: Gegenwartschrumpfung. In K. Backhaus, H. Bonus (Hg.), *Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte*. Stuttgart: Schäffer-Poeschel, 129–164.
- Marshall, T.H. 1992 [1950]: Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaats. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Nowotny, H. 1989: Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pesonen, A.-K., Lipsanen, J., Halonen, R., Elovainio, M., Sandman, N., Mäkelä, J.-M., Antila, M., Béchar, D., Ollila, H.M., Kuula, L. 2020: Pandemic Dreams: Network Analysis of Dream Content During the COVID-19 Lockdown. *Frontiers in Psychology*, vol. 11. doi.org/10.3389/fpsyg.2020.573961.
- Petersen, T. 2016: Die Welt der Wutbürger. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 114 vom 18. Mai 2016.
- Rosa, H. 2008: Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Séville, A. 2017: »There is no alternative«. Politik zwischen Demokratie und Sachzwang. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Sieverts, T. 1997: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Braunschweig: Vieweg.
- Wacquant, L. 2018: Die Verdammten der Stadt. Eine vergleichende Soziologie fortgeschrittener Marginalität. Wiesbaden: Springer.

-
- Weber, M. 2000 [1921/1922]: *Wirtschaft und Gesellschaft. Die Stadt*, Studienausgabe Band I/22-5, Tübingen: Mohr
- Weber, M. 2004 [1904/1905]: *Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. München: Beck.
- Zoll, R. 1988: *Zeiterfahrung und Gesellschaftsform*. In R. Zoll (Hg.), *Zerstörung und Wiederaneignung der Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 72–88.

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Jannis Albus, M.A., Siegen
Prof. Dr. Uwe Becker, Aachen
PD Dr. Matthias Bernt, Erkner
Manuel Dieterich, M.A., Tübingen
Magdalena Gerum, M.A., München
Dr. phil. Roman Gibel, Luzern
Sandra Jaworeck, M.A., Chemnitz
Marcel Knöchelmann, M.A., Berlin
Dr. Andreas Kögel, Bayreuth
Dr. Nils Christian Kumkar, Bremen
Mascha Liening, B.A., Essen
Frank Meyhöfer, M.A., Bielefeld
Dr. Michael Neuber, Berlin
Monty Ott, M.A., Berlin
Janette Otterstein, M.A., Jena
Philipp Rueckheim, M.A., Bonn Bonn
Dr. phil. Anja Schierbaum, Köln
Dr. Andrea Silva-Tapia, Gießen
Dr. Frank A. Stengel, Kiel
Dr. phil. Nurdin Thielemann, Magdeburg
Robert Tiede, M.A., Göttingen
Oday Uraiqat, M.A., Bielefeld
Christina Vedar, M.A., Aachen
Dr. Leon Wansleben, Köln
Bernd Wurpts, PhD, Luzern

Neue studentische Mitglieder

Jonas Frost, Leipzig
Nicolas Dominic Hauck, Berlin
Tobias Timo Isaak, Detmold
Anna Klatt, Frankfurt am Main
Vincent Kretschmer, Wien
Patrick Mathä, B.A., Wien
Davood Nayebzada, Hamburg
Thao-Janina Schönstedt, Heidelberg
Jennifer Zielonka, Kiel

Austritte

Kathrin Behrens, M.A., Düsseldorf
Dr. habil. Tanja Bogusz, Kassel
Dr.-Ing. René Burghardt, Braunschweig
Dr. Tina Denninger, Berlin
Rahel Estermann, M.A., Luzern
Max Ferber, B.A., Bielefeld
Sebastian Fritsch, Erfurt
Şeyma Gök, Hanau
Torsten Hans, Eilsleben
Prof. Dr. Anke Hassel, Berlin
Dr. Daniela Heitzmann, Bochum
Emanuel Herold, Bremen
Kerstin Jürgehake, B.A., Lippstadt
Prof. Dr. Angela Keppler, Heidelberg
Sonja Kiebler, M.A., München
Max Kloppe, Höchstadt a. d. Aisch
Dipl.-Soz. Birgit Knoblach, München
Dr. Daniel Kofahl, Witzenhausen
Simone Ines Lackerbauer, M.A., München
Ute Lange, Osnabrück
Dr. Carmen Ludwig, Gießen
Dipl.-Soz. Johanna Sophie Matzat, Hamburg
Prof. Dr. Georg Ruhrmann, Jena
Nicole Schippers, M.A., Kassel

Ursula Schmidt, Niederwerrn
Caroline Snijders, B.A., Hamburg
PD Dr. Horst Stenger, Kleinmachnow
Lisanne Visser, Göttingen
Sarah Weingartz, MSc., Duisburg
Dr. Raymund Werle, Köln
Prof. Dr. Angela Wernberger, Münster
Dr. Mundo Yang, Siegen
Prof. Dr. Dariusz Zifonun, Berlin
Dr. Doreen Zillmann, Bamberg

Verstorben

Prof. Dr. Hans-Uwe Otto, Bielefeld
Prof. Dr. Bernhard Giesen, Konstanz

Sektion Soziologie des Körpers und des Sports

Frühjahrstagung »Accounting von Körperbewegungen – Sport als instruktiver Fall für eine Soziologie der Bewertung« am 16. und 23. Oktober 2020 an der Katholischen Universität Eichstätt

Die in Kooperation mit dem DFG-Netzwerk »Auf dem Weg in die Bewertungsgesellschaft?« ursprünglich als Frühjahrstagung geplante Veranstaltung fand im digitalen Format statt. Ausgehend von der These, dass der Sport einen instruktiven Fall für die Bewertungssoziologie bildet, fanden sich Vorträge zu Bewertungspraktiken sportlicher Aktivitäten und die körperlichen Bewegungen. Dabei nahmen die Vorträge Bezug auf den Begriff des *Accounting* – einerseits als Rechnungs- und Buchhaltungsmodus, andererseits in einem eher ethnomethodologischen Verständnis des Begriffes im Sinne von Rechenschaft und Rechtfertigung – und verdeutlichten dessen analytisches Potenzial.

Thorsten Peetz (Bremen) und *Frank Meier* (Hamburg) eröffneten die Tagung mit der Vorstellung unterschiedlicher Perspektiven einer Soziologie der Bewertung (Situationen; Konstellationen; Spiele) und verdeutlichten diese exemplarisch an den Auseinandersetzungen um die Heiligsprechung Thereses Neumanns. Aus der Perspektive der Bewertungssituationen lassen sich situative Praktiken, Materialitäten und Interaktionen betrachten wie emotionale Affektiertheit von Bezeugenden der körperlichen Erscheinung Neumanns oder das Accounting ihrer Körperausscheidungen. Die Betrachtung von Bewertungskonstellationen zielt hingegen auf das Verhältnis (nicht-)menschlicher Positionen und Relationen der Bewertung ab, wohingegen die des Bewertungsspiels die spezifischen Spielregeln des Bewertens eines Feldes in den Blick nimmt.

Michael Staack (Frankfurt am Main) setzte sich in seinem Vortrag mit dem Kampfsport Mixed Martial Arts (MMA) auseinander und untersuchte empirisch die Konstruktion von Kausalitäten körperlicher Wechselwirkung in Demonstrationssequenzen. Aufgrund der Zuschreibung als effektiver und authentischer Kampfsport stehen Bewegungsausführungen vor besonderen Herausforderungen – die Techniken müssen »echt und in echt« funktionieren. Bei Technikdemonstrationen muss diese Authentizität und Effektivität von Technik und Trainer:in dann körperlich und verbal dargestellt werden. Durch das mehrfache Zeigen der Technik und der Wiederholung des Funktionierens wird die Effektivität plausibilisiert und in Kausalitätsvorstellungen transformiert.

Stefan Laser (Bochum) skizzierte in seinem Vortrag eine methodologische Energie-Perspektive zur digitalen Selbstvermessung körperlicher Aktivitäten am Beispiel des Radfahrens. Mit einem experimentalistischen Zugang zeigte sich in der Auseinandersetzung mit einer Tracking-App für Radsportler:innen (»Strava«) sowie der autoethnographischen Selbstvermessung, wie mithilfe von Medientechnologien Körperbewegung als Körperleistung gedacht und diese – übersetzt in Watt-Zahlen – in Körperenergie transformiert wird. Die Praxis des Radfahrens formiert sich dann aus energiespezifischen Praktiken der körperlichen Energieproduktion und des Verbrauchs. Dadurch rekonfigurieren sich körperliche Aktivitäten, aber auch räumliche Bestandteile wie Strecke in und durch eine spezifische Bewertungsordnung.

Am Einzelfall zeigte *Philip Lambrix* (Mainz) die Bewertungslogiken körperlicher (Un-)Selbstständigkeit bei der Einstufung von Personen in Pflegegraden. In Begutachtungssituationen wenden Gutachtende evaluative Praktiken zur Sichtbarmachung körperlicher Einschränkungen an und halten diese in quantifizierter Form fest. Dabei zeigt der Fall die Diskrepanz zwischen alltagsweltlicher Einschränkungserfahrung auf Seiten der Antragstellenden und deren Sichtbarkeit für die Gutachtenden. Während die betroffene Teilnehmerin auf eine moralische Dimension der Bewertungslogik zur Pflegeeinstufung baute, bei der Sozialleistungen als Anerkennung und Gutmachung der körperlichen Unselbstständigkeit verstanden wird, folgte die Gutachtende einer Logik der Hilfe, die auf der sichtbaren Unselbstständigkeit der zu Begutachtenden beruht.

Den zweiten Tagungstag eröffneten *Kristina Brümmner* und *Alexandra Janetzko* (Oldenburg) mit einem Beitrag zur Bewertung körperlicher Vollzugsaktivitäten im Rahmen von Auswahl- und Analysepraktiken im Spitzensport. Mit empirischen Untersuchungen zum Tanzsport und zum Fußball wurde das Verhältnis subjektiver Eindrücke und objektiver Kriterien ausgeführt. Die Objektivierungen der körperlichen Aktivität durch Bewertungsbögen und Videoaufnahmen fungieren als aktiver Vermittler der Bewertung, die Selektions- und Entscheidungsprozesse prägen. Gleichzeitig dienen die Objektivatoren in quantitativer und visueller Form zur Legitimation der Bewertung und Auswahl vor Dritten. Trotz dieser Logik werden stets subjektive Elemente in die Bewertung eingebettet und unterlaufen dadurch die Eigenlogik geltender Bewertungskriterien.

Max Weigelin (Eichstätt) präsentierte Überlegungen zur Funktion des Schiedsrichtens im Fußball in der Verbindung von Bewertungs- und Sportsoziologie. Aus dramaturgischer Perspektive zeigt sich die Einbettung der

Schiedsrichtenden in die Theatralik des Fußballspiels, was ein Zustandekommen brenzlicher Situationen erst ermöglicht. Für den modernen Fußball lassen sich drei Transformationen beobachten: Professionalisierung, Mediatisierung und Technisierung des Schiedsrichtens. Diese wirken nicht nur auf die Rollenanforderung ein, sondern generieren auch neue Bewertungsordnungen. Am Beispiel des *Video Assistant Referee* zeigt sich dies insbesondere in der Zunahme der Regulierung des Spiels, die eine Verschiebung von situativem Urteilen mit Publikum und Spielern zu einem technisierten »Regel-Folgen« bedingt.

Im letzten Vortrag der Tagung widmete sich *Stefan Feiler* (Leipzig) der digitalen Selbstvermessung aus Perspektive der Critical Accounting Studies (CAS). Vermessung zur Verhaltensänderung mithilfe digitaler Selbstvermessungstechnologien verläuft entlang spezifischer Evaluations- und Bewertungslogiken, die Verhalten sichtbar machen und darauf normierend einwirken können. Accounting wird in diesem Vortrag wörtlich als Informationsbereitstellung von Soll-Haben-Zuständen verstanden. Mithilfe der CAS in Verbindung soziologischer Konzepten zur digitalen Selbstvermessung lassen sich diese kalkulativen Praktiken hinsichtlich ihrer scheinbaren Objektivität und Interventionsmöglichkeiten hinterfragen, aber auch ihre potenziellen Entgrenzungsmöglichkeiten problematisieren.

In zwei Roundups wurden die Vorträge hinsichtlich des Begriffs Accounting reflektiert. Konstatiert wurde die empirische Differenzierbarkeit, die sich nicht auf Quantifizierung beschränkt, sondern in weiteren Formen zeigt: Accounting in Bezug auf körperliche Reaktionen als Hervorbringung und deren Verknüpfung mit Klassifikationen und Taxonomien; im Sinne von »berechenbar und zurechenbar« auch außerhalb quantifizierender Bewertungslogiken; als Re-Artikulation der Praxis; als Einstufung und Begutachtung; als »to be accountable«. Resümierend lässt sich festhalten: Die bewertungssoziologische Betrachtung von Körper und Sport können einer allzu dystopischen Vorstellung eines auf quantifizierendem Wettkampf fußenden metrischen Wir ein alternatives Deutungsangebot bieten, das die Affiziertheit, Reflektiertheit und Dramaturgie der Phänomene berücksichtigt. Das analytische Konzept des Accountings ermöglicht die unterschiedlichen Elemente der Bewertung aufzubrechen und ihre Logiken wie die soziomateriellen Bestandteile sichtbar zu machen.

Nico Wettmann

Sektion Wissenschafts- und Technikforschung

Frühjahrstagung »Wissenschafts- und Technikforschung in der digitalisierten Gesellschaft« am 10. und 11. Dezember 2020 am KWI Essen bzw. online via Zoom

Eine Tagung als *doing digitalization*

Die jüngste Tagung der Sektion – organisiert vom Vorstand der Sektion (Martina Franzen, Petra Lucht, Jan-Felix Schrape, Cornelius Schubert) – befasste sich mit den inhaltlichen, methodischen und professionspolitischen Implikationen der Digitalisierung für ihr Forschungsgebiet. Der Digitalisierungsthematik hat nicht zuletzt die COVID-19 Pandemie neue Impulse gegeben: So musste die ursprünglich für das Frühjahr geplante Tagung zunächst auf Dezember verschoben und letztlich online abgehalten werden und wurde somit selbst zu einem Moment des *doing digitalization*. Die örtliche Flexibilisierung sorgte in Kombination mit einem im Kontext der Pandemie weiter an Aktualität und Relevanz gewinnenden Gegenstand außerdem für beachtliche Resonanz: Zoom verzeichnete fast durchweg an die 100 Teilnehmende. Diesen bot sich an eineinhalb Tagen und in zwölf Vorträgen ein abwechslungsreiches Programm, das nicht nur die Mannigfaltigkeit der deutschsprachigen Wissenschafts- und Technikforschung zur Digitalisierung demonstrierte, sondern die Diskussion auch für internationale und interdisziplinäre Perspektiven zu öffnen vermochte. Nachfolgend wollen wir drei, das Tagungsgeschehen strukturierende Themenstränge reflektieren.

Digitalisierung!?

Die Suche nach einem analytischen Zugriff auf und Begriff für das Phänomen *Digitalisierung* stellte ein zentrales Moment der Tagung dar. Einige Beiträge widmeten sich dezidiert einer soziologisch-konzeptionellen Fassung des Phänomens, etwa im Spannungsfeld von In/Formalisierung (*Ingmar Lipfert* und *Susann Wagenknecht*) oder nicht/trivialer Technik (*Dirk Baecker*), unter Betonung eines Synchronizitätspotenzials (*Johannes Weyer*) oder aber eines Datafizierungsmoments (*Roger Häußling*). Andere setzten Digitalisierung eher als bekannt voraus, drangen rasch zu ihren spezifischeren Themenstellungen vor und spannten einen thematischen Bogen von den Versprechen der digitalen Avantgarde (*Marc Mölders*), über automatisierte Bewertungs- und Matchingsysteme (*Anne Krüger*, *Thorsten Peetz*), bis hin zu da-

tenbasierten Formen der Wissensproduktion (*Cordula Kropp*). Wieder andere loteten die Potenziale materialitäts- (*Stefan Laser*), herrschafts- (*Bianca Prielt*) und interdisziplinariätssensitiver (*Ole Pütz* und *Ingo Schulz-Schaeffer*, *Daniel Guagnin* und *Jörg Poble*) Perspektiven für die Auseinandersetzung mit Digitalisierung aus.

Vor dem Hintergrund dieser vielfältigen und reichhaltigen Beiträge wurde in der Abschlussdiskussion insbesondere die Frage nach dem Digitalisierungsbegriff erneut aufgegriffen: Einige Stimmen sahen große Chancen in der stärkeren Klärung dieses Begriffs und attestierten der Soziologie als auch der Wissenschafts- und Technikforschung ein großes Potenzial, in dieser Frage wichtige Impulse zu setzen. Andere wiesen dagegen mit Verweis auf die Heterogenität der mit »Digitalisierung« beschriebenen Sachverhalte darauf hin, dass es fruchtbarer sein könnte, eine begriffliche Diversität zuzulassen. Zugleich bestand Einigkeit in der Feststellung, dass es sich bei Digitalisierung auch um eine gesellschaftliche Selbstbeschreibung handle, dessen Themenkarriere primär auf politische und wirtschaftliche Kommunikationszusammenhängen zurückzuführen sei.

Digitale Technologien als Instrumente soziologischer Forschung

Mit der Keynote von *Noortje Marres*, Autorin des viel rezipierten Buches »Digital Sociology« (2017), konnte nicht nur eine international bekannte Forscherin an der Schnittstelle von Digitalisierung, Soziologie und Methoden gewonnen werden, sondern auch ein wichtiger Impuls dahingehend gesetzt werden, wie digitale Technologien als Instrumente für soziologische Forschung produktiv gemacht werden können. War eine Auseinandersetzung mit den Techniken und Technologien der (soziologischen) Wissenschafts- und Technikforschung in deren frühen Arbeiten noch von zentralem Stellenwert (Stichwort: Laboratory Studies), findet diese in den letzten Jahren – und so auch im Kontext der Digitalisierung – nur selten statt. Marres plädierte für die Potenziale eines Einsatzes digitaler Technologien gerade für qualitativ-ethnographische Fragestellungen, da datenintensive und »lernende« Digitaltechniken es nunmehr erlaubten, soziales Leben in seiner situativen Kontextspezifik und Interpretationsbedürftigkeit einer automatisierten Analyse zu zuführen.

Profilierung und Positionierung der Soziologie

Durch den gesamten Tagungsverlauf zogen sich – auch für eine Sektionstagung auffällig prominente – Diskussionen selbstreflexiver bis professionsstrategischer Art. So wurde immer wieder der Gegenstand soziologischer Beschäftigung entlang der Grenze von Technik vs. Sozialem verhandelt. Manche Stimmen betrachteten eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Spezifika digitaler Technologien als »zu technisch« und verwiesen diese in den Zuständigkeitsbereich von Informatik und/oder Datenwissenschaften. Sie votierten deshalb für eine Besinnung auf als »sozial« verstandene Fragen nach den Konsequenzen des Einsatzes der neuen Technologien. Andere hingegen plädierten dafür, dass beides nicht im strengen Sinne zu trennen sei und gerade die vertiefte Auseinandersetzung mit den Spezifika der neuen Technologien die Voraussetzung dafür bilde, deren soziale Implikationen hinreichend beschreiben und verstehen zu können.

Auch die Frage nach der Rolle von Soziolog*innen in inter- und transdisziplinären Forschungszusammenhängen sowie in der medial-politischen Öffentlichkeit wurde wiederholt virulent. Hier wünschten sich manche ein größeres Gewicht soziologischer Stimmen in den gesellschaftlichen Verhandlungen von Entwicklung und Einsatz digitaler Technologien bis hin zu einem dezidierten »Eingreifen« in Technikentwicklungsprojekte, wohingegen andere zwar nicht unbedingt die Option präferierten, dieses Verhandlungsfeld anderen (Disziplinen) zu überlassen, einem Operieren »unter dem Radar« jedoch einiges abgewinnen konnten, verspräche eine solche Haltung größerer Distanz zum Gegenstand doch die Stärken der Soziologie in der methodischen Reflexion und kritischen Begleitung, ggf. auch Moderation, besser auszuspielen.

Ausblick

In der Gesamtschau demonstrierte die Tagung auf eindrucksvolle Weise das analytische Repertoire das die Wissenschafts- und Technikforschung in die Forschung zu Digitalisierung einbringen kann. Gleichzeitig eröffnete sie neue Fragehorizonte für zukünftige Auseinandersetzungen, so etwa: Wie kann der in der Keynote gesetzte Impuls zur methodologisch-methodischen Weiterentwicklung der Techniken soziologischer Forschung aufgegriffen werden? Was könnte eine Auseinandersetzung mit den diskursiven Entwicklungen rund um den Digitalisierungsbegriff zur Klärung soziologischer Begriffsoptionen beitragen? Was sind die Voraussetzungen und Implikationen

der Substitution des »face to face« Austausch durch computervermittelte Kommunikation für soziale Interaktion allgemein und wissenschaftliche Tagungskommunikation im Besonderen? Schließlich tritt mit dem Digitalisierungsbegriff eine grundsätzliche Herausforderung der Soziologie erneut besonders deutlich zutage: Sie muss die gesellschaftlichen Selbstthematisierungen ernst nehmen und findet darin, wie bereits Herbert Blumer treffend anhand sozialer Probleme beobachtete, erst ihren Anlass. Gleichzeitig muss sie epistemisch darüber hinausgehen und kann Problembegriffe und gesellschaftliche Selbstdiagnosen nicht »tel quel« in ihren Sprachgebrauch übernehmen.

Bianca Prietl, Luca Tratschin

AG »Soziologische (digitale) Lehre«

Die Soziologie beschäftigt sich seit ihrer Gründung mit der Frage nach ihrer »Lehrgestalt«. Soziologie zu lehren, ist ein anspruchsvoller Auftrag und eine wichtige und zeitintensive Aufgabe. Sowohl die Fragen nach strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen als auch nach konkreten Figurationen und Praktiken des Lehrens und Lernens stehen dabei im Fokus. Soziale Ungleichheiten, Macht- und Herrschaftsverhältnisse bilden nicht nur Inhalte soziologischer Lehre, sondern strukturieren auch maßgeblich deren Praktiken. Eine reflexive Wissenschaft sollte also auch sich selbst unter die Lupe nehmen und die Bedingungen und Formen universitärer soziologischer Wissensvermittlung und -aneignung diskutieren. Dennoch sind Strukturen zum Austausch und zur Unterstützung (über hochschuldidaktische Maßnahmen hinaus) meist der Forschung vorbehalten und für soziologisches Lehren nicht institutionalisiert.

Um diese Leerstelle zu schließen, wurde die Arbeitsgruppe Soziologische (digitale) Lehre (AG SdL) innerhalb der DGS eingerichtet. Nicht zuletzt die Corona-Pandemie und die damit einhergehende Umstellung auf Online-Lehre hat gezeigt, wie dringend der Austausch über (digitale) Lehre ist. Deshalb ist das Ziel der Arbeitsgruppe zum einen, (digitale) Lehre als relevante Leistung einer disziplinären Fachgemeinschaft zu positionieren, und zum anderen, soziologische Forschung zu Lehre, Lernen und Lehr-Lern-Kontexten sichtbarer zu machen. Die Arbeitsgruppe versteht sich als offener Raum für alle Interessierten, unabhängig von Status, Erfahrung oder inhaltlichem Fokus. Für den Austausch wurden bisher folgende Angebote gemacht:

Auftaktveranstaltung beim digitalen DGS-Kongress

Die Auftaktveranstaltung der Arbeitsgruppe fand am 18. September 2020 während des DGS-Kongresses statt. Herzlichen Dank an alle, die daran teilgenommen haben! Ziel der Veranstaltung war es, Ideen und Anregungen für die Ausgestaltung der AG SdL zu generieren. Fünf zentrale Themenfelder wurden identifiziert und diskutiert:

1. Regelmäßiger und längerfristiger Austausch zur Lehre: unterschiedliche Studiengänge und/oder Zielgruppen, Lehrautorität vs. Befähigung zu kritischem Denken, Prüfungsformate, Erfahrungsberichte, Teilen von Ideen und Austausch mit Studierenden
2. Austausch zu digitaler Lehre, ihren Herausforderungen und Potenzialen für unterschiedliche Lehrinhalte, die Aktivierung Studierender und Herstellung von Nähe durch digitale Sozialräume, kollaborative Wissensarbeit oder die Entwicklung nachhaltiger Konzepte
3. Teilen von Lehrmaterialien vor dem Hintergrund von wechselseitiger Unterstützung und Anregung, aber auch von rechtlichen Fragen, geistigem Eigentum, Qualitätssicherung und Reputation
4. Der soziologische Blick auf Lehren und Lernen als reflexive und kritische Praxis, sowie soziologische Forschung zu Lehre, Lernen und Lehr-Lern-Kontexten
5. Lehre als hochschulpolitisches Thema: Status der Lehre und dessen Implikationen, Professionalisierung und Lehrsozialisation

Ausgehend von den Diskussionen und Überlegungen hat die Arbeitsgruppe seit September die folgenden Aktivitäten durchgeführt bzw. geplant.

Dauerhafter Austausch über soziologische (digitale) Lehre

Zur Organisation des Austauschs und der Diskussion von praktischen Problemen der Lehre, wie zum Beispiel gegenwärtig die Umstellung auf digitale Formate, wurde eine Gruppe auf SocioHub eingerichtet. SocioHub ist der Fachinformationsdienst der Soziologie. Der Zugang zur Arbeitsgruppe findet sich unter www.sociohub-fid.de → Community → Gruppen/Sektionen → Soziologische (digitale) Lehre.

Erstellung eines sicheren Repositoriums für Lehrkonzepte und Materialien

In der SocioHub Gruppe ist es möglich Lehrmaterialien (zum Beispiel Syllabi, Foliensätze, Reflexionen/Beschreibungen digitaler Tools, Lehraufzeichnungen, Erklärvideos) zu teilen. Solch eine Sammlung (Archiv) von Lehrkonzepten und -materialien ist besonders für Nachwuchswissenschaftler*innen von großem Mehrwert. Einblicke in die Lehrpraktiken der Kolleg*innen können der Orientierung in der Gestaltung der eigenen Lehre dienen und zur weiteren Professionalisierung beitragen.

Kurzvortragsreihe »Input, Austausch, Reflexion zu soziologischer Lehre«

Von November bis Januar haben insgesamt sechs Vorträge stattgefunden. Durch die Veranstaltungsreihe wurde ein Forum geboten, um in den Austausch über Lehre innerhalb der Soziologie zu kommen. Die Kurzvorträge fanden freitags von 10 bis 11 Uhr via Zoom statt. Auch in Zukunft wird die Reihe fortgesetzt. Die aktuellen Termine werden über SocioHub und auf der Homepage der DGS bekannt gegeben. Bisher wurden folgende Vorträge gehalten:

- »Gender- & Diversitätsreflexivität in der digitalen Lehre« mit *Annika Spahn* (Köln): Die Umstellung auf digitale Lehre hat großes Potential für eine gender- und diversitätssensible Didaktik, die zunächst aber erkannt und aktiv erarbeitet werden muss, sonst droht sie Menschen auszuschließen und abzuhängen. Im Vortrag wurden dazu Möglichkeiten für die eigene Lehre gezeigt.
- »Rede ohne Gegenpart. Plädoyer für eine Didaktik digitaler Vorlesungen« mit Dr. *Manuela Pötschke* (Kassel): Der Impulsbeitrag griff gängige Begründungen, dass Vorlesungen besonders gut für digitale Formate geeignet sind, als Vorurteile auf, betrachtete die Ambivalenzen digitalisierter Vorlesungen für Lehrende und Lernende und machte Vorschläge zu deren Bearbeitung.
- »Digitale Lehre und soziale Ungleichheit« mit Prof. Dr. *Petra Deger* (Heidelberg): Im Vortrag wurde skizziert und anhand von Lehrerfahrungen diskutiert, was mögliche Inhalte, Formate und Herausforderungen für die Lehre in Hinblick auf soziale Ungleichheit sein und wie diese aufgegriffen und bearbeitet werden können.

- »Sozialwissenschaftliche Methoden 2 go – Lernen mit dem Smartphone« mit Prof. Dr. *Heike Greschke* (Dresden). Vorgestellt wurde ein am didaktischen Konzept des »Lernorts« orientiertes und mit digitalen Technologien verknüpftes Methodenseminar. In diesem Seminar können Studierende an mehreren Lernorten im Stadtraum Dresden multimedial aufbereitete Lerninhalte in Form von Informationen und Aufgabenstellungen bearbeiten, die an einem bestimmten (Lern-)Ort gebündelt werden.
- »Entwicklung von (digitaler) Lehre braucht Zeit für Reflexion – Einblicke in eine kollaborative Autoethnographie« mit Dr. *Isabel Steinhardt* (Kassel). Im Vortrag wurde das Potential dargestellt, das kollaborative autoethnographische Forschung bietet, um Möglichkeiten und strukturelle Herausforderungen mit digitaler Lehre zu analysieren und dadurch Entwicklungen zu ermöglichen.
- »Und plötzlich lief es (fast) von allein – Von der Wissensvermittlung zur Lernbegleitung« mit *Peter Kiep* (Göttingen und Potsdam). Im Vortrag wurden Wege gezeigt, wie Studierende in Lehr-Lern-Settings mehr und mehr mit Verantwortung ausgestattet werden können, während Lehrende sich aus der Wissensvermittlung zurückziehen und damit zu Lernbegleitenden werden können.

Forschung zu Lehre, Lernen und Lehr-Lern-Kontexten

Um neben dem Austausch über aktuelle Betrachtungen und Erfahrungen zur Online-Lehre auch Forschungsergebnisse zu diskutieren, veranstaltet die Arbeitsgruppe am 10. September 2021 eine Tagung zum Thema »Soziologische Betrachtungen zur Digitalisierung der Lehre (in der COVID-19-Pandemie)«. Die Tagung wird voraussichtlich digital stattfinden und wird mit Unterstützung des DIPF ausgerichtet.

Isabel Steinhardt, Michael Bigos, Johannes Hiebl und Hannah Wolf

Werturteilsproblem – Ideologie – Einheit der Gesellschaftswissenschaften

Hans Albert zum 100. Geburtstag

Hans Albert feierte am 8. Februar 2021 seinen 100. Geburtstag. Er zählt zu den Sozialwissenschaftlern, die den Nationalsozialismus und den II. Weltkrieg als junge Schüler und Studenten miterlebten und deren wissenschaftliche Laufbahn geprägt war vom Wiederaufbau der Gesellschaft, Wirtschaft und der Sozialwissenschaften bzw. Universitäten. Hans Alberts Beitrag dazu ist vor allem in der methodologischen Fundierung der Sozialwissenschaften mit Bezug auf Karl Popper und den daraus folgenden Prinzipien zu sehen, die heute als »Kritischer Rationalismus« zusammengefasst werden.

Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert: der Werturteilsstreit

Hans Albert hatte sich nach dem Krieg an der Universität Köln eingeschrieben und sich laut eigener Aussage im Selbststudium Max Weber und Karl Popper angeeignet, die im Studium nicht direkt behandelt wurden. Schon in seiner Diplomarbeit hat er sich mit Werturteilen in der Nationalökonomie auseinandergesetzt (Albert 2003). Für ihn wurde Karl Popper und dessen erkenntnistheoretisches Programm zum wichtigsten Werkzeug, um sich mit der Bildung und Wirkung von Ideologien kritisch auseinanderzusetzen, wie es ihm in Anbetracht der Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus unerlässlich schien. Das ist sein Lebensthema (1968; 1996; 2010). »Das Traktat über kritische Vernunft« (1968) und die Aufsatzsammlung »Marktsoziologie und Entscheidungslogik« (1998) legen seine Position im dafür wichtigen »Werturteils- oder auch Positivismusstreit«¹ dar und bilden die Grundlage der erfahrungswissenschaftlich orientierten Sozialwissenschaften bis heute. Deren Kernaufgabe besteht nach Hans Albert, im Auffinden, präzisen Formulieren und empirischen Prüfen allgemeiner Aussagen über Zusammenhänge in der Welt. Die soziale Welt wird dabei als objektiv und von der menschlichen Erkenntnis unabhängig strukturiert angesehen. Das Kernpro-

¹ Die Debatte fand ihren vorläufigen Höhepunkt in den 1960er Jahren im sogenannten Positivismusstreit (Adorno et al. 1975). Dem gingen schon verschiedene Diskussionen voraus, in denen zunächst Karl Popper und später Hans Albert mit den aus dem Exil zurückgekehrten Horkheimer und Adorno aufeinandertrafen.

gramm des »Kritischen Rationalismus« basiert weiterhin auf der Annahme einer grundsätzlichen menschlichen Erkenntnisfähigkeit und der damit gegebenen Möglichkeit, kausale Zusammenhänge zu erkennen, stellt aber auch die Möglichkeit menschlichen Irrsins und die Offenheit der Zukunft in Rechnung, woraus folgt, dass keine absolute Erkenntnis möglich sei und demnach auch keine begründeten Letzt- oder Werturteile möglich sind. Daraus folgt sowohl die Absage an die Verwendung normativer Urteile in wissenschaftlichen Aussagen als auch die Ablehnung von Ideologien und Religionskritik. Hans Albert hat den nicht zuletzt von Max Weber übernommen komplexen Streit um Werturteile in drei sehr hilfreiche Fragen übersetzt: 1. Können die Sozialwissenschaften Wertungen, Entscheidungen oder Normen zum Gegenstand machen?, 2. Können die Sozialwissenschaften auf normativen Aussagen beruhen? und 3. Können die Sozialwissenschaften Bewertungen oder Werturteile zum Inhalt ihrer Aussagen machen? Die ersten beiden Fragen beantwortet Hans Albert mit einem entschiedenen Ja. Die dritte Frage beantwortet er hingegen mit einem entschiedenen Nein. Die Sozialwissenschaften können zwar die Normen und die Werte einer Gruppe empirisch untersuchen (1. Frage) und sie können sich auch selbst für ihre Arbeit Standards und Normen wie die Wahrheitssuche geben (2. Frage), sie können aber keine wissenschaftlich-logische Begründung für Werte vorlegen, weil dies in einen hermeneutischen Regress mündet: Münchhausen Trilemma (3. Frage).

Neben dem Postulat der Werturteilsfreiheit bedeutet das auch ein Plädoyer für präzise Begriffe, Thesen und Theorien (ökonomische Theoriearbeit), um Wissen immer wieder kritisch prüfen zu können (Falsifikationsprinzip). Bis heute finden diese Grundregeln des Kritischen Rationalismus in der sozialwissenschaftlichen Arbeit Verwendung: 1. Aufstellen von abstrakten, präzisen Modellen, 2. Aufsuchen allgemeiner Kausalzusammenhänge, 3. Verwendung möglichst realistischer Annahmen und präziser Begriffe und Theorien, 4. Prüfung und Systematisierung von Theorien und 5. Unmöglichkeit letzter normativer Aussagen in der wissenschaftlichen Arbeit (Albert 1956; 1957; 1965).

Die »Idee rationaler Praxis« oder Sozialtechnologie

Mit den frühen Vertretern der europäischen Aufklärung verbindet daher »Kritische Rationalisten« wie Hans Albert das Anliegen, möglichst wahre, umfassende und präzise Erklärungen der sozialen Realität zu geben und damit über die Welt aufzuklären und wissenschaftlich geprüfte Vorschläge zur Gestaltung von Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Recht usw. auf Basis von Wissen vorzulegen. Das hat den etwas schillernden Begriff der »Sozialtechnologie« hervorgebracht, der aber durchaus für ein bis heute wichtiges Verständnis der Aufgabe von Sozial- und Gesellschaftswissenschaften steht: Wissenschaft als eine rationale Praxis zu betreiben, deren Aufgabe es, ist Wissen zur Verfügung zu stellen, das immer als vorläufig zu gelten hat und sich nicht aus politischen Wunschkonstruktionen speist, sondern eben immer wieder hinterfragt und mächtige Entscheidungsträger in Gesellschaft, Kultur, Politik, Wirtschaft kritisiert (vgl. Albert 1968; 1976; 1978); angesichts der Bewältigung von Corona heute eine klare Aussage.

Hans Albert steht für das Streben nach Wissen und das kritisch-rationale von Wissen gestützte Abwägen von Problemlösungen.

Das Verhältnis der sozialwissenschaftlichen Teildisziplinen

Hans Alberts Eintreten für die Einheit der Sozialwissenschaften basiert auf der Annahme eines integrierenden methodologischen Fundaments. Dafür steht die Arbeit an Erklärungen, welche zwar allgemeine Aussagen nutzen, aber gegenüber den Naturwissenschaften die Bedeutung der subjektiven Welterschließung und damit vor allem auch von kognitivem Wissen berücksichtigt. Daraus speist sich auch Alberts, leider zu wenig wahrgenommene, Kritik am Modellplatonismus der ökonomischen Theorie (1964; 1995) und sein Vorschlag, hoch abstrakte Handlungstheorien, wie etwa die Theorie rationalen Handelns, als Spezialform oder aber als situationsbezogene Handlungsmaxime zu verwenden (Albert 1995). Davon ausgehend hat Hans Albert schon früh darauf hingewiesen, dass mit dem Modell des Wettbewerbsmarktes nicht nur zu einfache Handlungsannahmen verbunden sind, sondern vielmehr noch soziale Beziehungs- und Interaktionsformen ausgeblendet werden, die aber Gegenstand einer Marktsoziologie wären. Daher hat Hans Albert schon früh in den 1950er Jahren für eine Marktsoziologie geworben, die Institutionen und Situationsdeutungen für die Erklärung und

Analyse der Wirtschaft berücksichtigt; das ist genau das, was Wirtschaftssoziologie, Verhaltensökonomie, Soziökonomie und politische Ökonomie heute auszeichnet und die dafür auch tatsächlich mit dem Nobelpreis geehrt werden.

Der Mentor, Kollege, Freund, Weggefährte, Tänzer, Gesprächspartner ...

Hans Albert ist nicht nur ein besonderer Wissenschaftler – gern würde ich Soziologie schreiben, bin mir aber nicht sicher, ob er nicht (wie schon vor ihm Max Weber und andere) zur Soziologie in ihrer organisierten und professionell ausgeübten Form längst ein distanzierendes Verhältnis hat (siehe zum Beispiel Albert 1996). Er ist vielmehr noch Mentor, Kollege, Freund, Weggefährte, Tänzer, Gesprächspartner, Ehemann und Vater. Diejenigen, die mit ihm arbeiten und diskutieren konnten, aber auch diejenigen, die ihm nur auf Tagungen begegnet sind und ihn etwa von den Treffen in Alpbach oder Tutzing her kennen, wissen, dass er den Kritischen Rationalismus liebt, dass er in einem außerordentlichen Maße kritikfähig und -freudig ist und dass er keinen Dünkel aufkommen lässt, sondern sich vielmehr gern mit den jungen Nachwuchsleuten unterhält. Mir schien diese Art – verbunden mit dem unkomplizierten Du – so unglaublich, dass ich mich erst nach vielen Treffen bei der Evangelischen Akademie in Tutzing traute, von ihm als Hans Albert zu denken; ihn direkt so anzusprechen, gelang mir freilich nie. Aber seinen offenen und kritischen Stil und die große Lebensfreude schätze und bewundere ich bis heute, ganz abgesehen von der Idee, Soziologie als Wissenschaft zu betreiben. Ihn mit Kolleginnen über das Parkett schweben zu sehen, begleitet von Freunden am Klavier, umgeben von kleinen Gruppen in Diskussionen vertieft, ist das Bild, das sich bei mir heute einstellt. Zu diesem Bild gehören auch seine Erzählungen von seiner wunderschönen Frau, Gretel Albert, den Söhnen Max, Kurt und Gert Albert und den vielen Freunden, die sich immer wieder im Hause Albert, in Heidelberg einfinden und hoffentlich auch noch lange einfinden werden.

Vielen Dank und alles Gute zum 100. Geburtstag!
Happy birthday to you, Hans!

Andrea Maurer

Literatur

- Adorno, T.W., Dahrendorf, R., Pilot, H., Albert, H., Habermas, J., Popper, K.R. 1975 [1969]: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. 4. Auflage, Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.
- Albert, H. 1956: Das Werturteilsproblem im Lichte der logischen Analyse. *Zeitschrift für die gesamt Staatswissenschaft*, 112. Jg., Heft 3, 410–439.
- Albert, H. 1957: Zum Normenproblem in den Sozialwissenschaften. *Soziale Welt*, 8. Jg., Heft 1, 5–9.
- Albert, H. 1964: Probleme der Theoriebildung. Entwicklung, Struktur und Anwendung sozialwissenschaftlicher Theorien. In H. Albert (Hg.), *Theorie und Realität. Ausgewählte Aufsätze zur Wissenschaftslehre der Sozialwissenschaften*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 3–70.
- Albert, H. 1965: Wertfreiheit als methodisches Prinzip. Zur Frage der Notwendigkeit einer normativen Sozialwissenschaft. In E. Topitsch (Hg.), *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln, Berlin: Kiepenheuer und Witsch. 181–210.
- Albert, H. 1968: *Traktat über kritische Vernunft*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Albert, H. 1976: *Aufklärung und Steuerung. Aufsätze zur Sozialphilosophie und zur Wissenschaftslehre der Sozialwissenschaften*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Albert, H. 1978: *Traktat über rationale Praxis*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Albert, H. 1995: *Die Idee rationaler Praxis und die ökonomische Tradition*. Walter Adolf Jöhr Vorlesung 1995. St. Gallen: Forschungsgemeinschaft für Nationalökonomie.
- Albert, H. 1996: Mein Umweg in die Soziologie. In C. Fleck (Hg.), *Wege zur Soziologie nach 1945*. Opladen: Leske + Budrich, 16–37.
- Albert, H. 1998: *Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Zur Kritik der reinen Ökonomik*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Albert, H. 2003: *Weltauffassung, Wissenschaft und Praxis. Bemerkungen zur Wissenschafts- und Wertlehre Max Webers*. In G. Albert, A. Bienfait, S. Sigmund, C. Wendt (Hg.), *Das Weber-Paradigma. Studien zur Weiterentwicklung von Max Webers Forschungsprogramm*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 77–96.
- Albert, H. 2010: *In Kontroversen verstrickt. Vom Kulturpessimismus zum kritischen Rationalismus*. 2. Auflage. Wien: Lit.

Ein kurzes Gespräch mit Steffen Mau, dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preisträger 2021

Herzlichen Glückwunsch zum Gottfried Wilhelm Leibniz Preis 2021, Herr Mau. Wie begeht man so ein großes Ereignis in einer Pandemie?

Mau: Bescheiden, würde ich sagen. Man bekommt zwar jede Menge Mails und Anrufe, sitzt aber letztlich daheim. Ich konnte mich dann nur wahlweise mit Freunden draußen verabreden. Die Preisverleihung selbst fand als Online-Format statt, in dem die besondere Atmosphäre einer solchen Veranstaltung natürlich fehlt.

In der Begründung der Jury heißt es, Ihre Arbeiten seien gekennzeichnet durch die Verbindung von »makrosoziologischen Strukturanalysen mit einer dichten Beschreibung des individuellen und sozialen Lebens auf einer Mikroebene«. Das trifft sicher besonders auf »Lütten Klein« zu, Ihr Buch über den Rostocker Stadtteil, in dem Sie aufgewachsen sind. Wie kam es zu der Entscheidung, ein soziologisches Buch mit biographischen Bezügen zu verbinden? Hat das Ihren Schreibprozess beeinflusst oder verändert?

Mau: Ich hatte schon länger vor, ein Buch über Ostdeutschland zu schreiben, spezifischer: über den sozialstrukturellen und mentalen Wandel dort. Schließlich handelt es sich bei der Wiedervereinigung um einen außergewöhnlichen Prozess: das Zusammenkommen zweier sehr unterschiedlicher, politisch sogar antipodischer Gesellschaften mit der Erwartung, dass sich die eine der anderen anverwandeln wird. Da wundert es schon, dass das Fachinteresse nach ein paar Jahren so erschlafft ist. Ich war jedenfalls immer neugierig auf dieses Reallabor und habe mich immer wieder damit beschäftigt. Als dann mit Pegida der Osten plötzlich wieder zum Thema wurde und – erwartbar – viele Unwuchten erkennbar wurden, musste man sich schon fragen: Was hat die Soziologie im Köcher, um diese Entwicklungen zu erklären?

Gewählt habe ich diese Darstellungsform erst, nachdem ich mich darauf festgelegt hatte, dass ich auch die Lebenswelt meines Viertels »Lütten Klein« nutzen möchte. Da ich das Buch keinesfalls mit dem Rücken zum Publikum schreiben wollte, musste ich einen Zugang finden, der den tiefen Wandel und die biographischen Turbulenzen begreifbar macht. Abstrakte Zahlen reichen dafür nicht. Ein spezifischer Ort hingegen eignet sich natürlich gut. Nun wäre es schon eine Art der Selbstverleugnung gewesen, hätte ich so getan, als sei ich mit diesem Ort

nicht verbunden. Diese Art der Objektivierung durch laustarke Nicht-Thematisierung erschien mir abwegig.

Aus wissenschaftlicher Perspektive ist ein solcher Zugang eine Gratwanderung, wird mitunter sogar kritisch gesehen. Viele von uns forschen zu Gegenständen, mit denen sie verbunden sind – und sei es die Gesellschaft ganz allgemein –, das wird aber oft kaschiert, weil jedwede Kenntlichmachung der Positionalität im Feld als unwissenschaftlich gilt. Ich jedenfalls mache die biographischen Prämissen meiner Analyse Ostdeutschlands explizit.

Das Buch ist aber im Kern nicht biographisch, es hat, wie Sie sagen, biographische Bezüge. Meine Biographie wollte ich nur einbauen, wenn sie irgendwie die Textur der DDR-Gesellschaft spiegeln kann – sie beansprucht also keine Exemplarität. Aber es war schon ein Risiko, sich selbst mit zu thematisieren, und ich wusste lange nicht, ob es funktionieren kann. Natürlich hat sich damit der Schreibprozess verändert, mich freier, aber auch befangener gemacht. Ich konnte Informationen und Erfahrungen anders aufnehmen und verdichten; zugleich muss man sich vor falscher Fraternalisierung mit dem Gegenstand hüten, sich immer wieder in eine Halbdistanz begeben.

Sie haben in letzter Zeit mehrere Bücher veröffentlicht, die auch eine Leserschaft jenseits des Fachpublikums ansprechen. Haben sich Ihre Arbeit und Ihr Blick auf Ihre eigene Disziplin dadurch verändert? Oder ist es umgekehrt, dass Ihre veränderte Sichtweise Sie veranlasst hat, auch eine erweiterte Leserschaft ansprechen zu wollen?

Mau: Ich habe eigentlich nie gezielt nach einer breiten Leserschaft geschielt, aber auch nicht an ihr vorbeischieben wollen. Mein Anspruch ist es, Bücher zu sozialwissenschaftlichen Themen zu schreiben, die sich nicht in einem eng parzellierten Feld aufhalten. Natürlich geht es auch um das *Wie* der Darstellung: Ich versuche, zugänglich und anschaulich zu schreiben, ohne Kompromisse bei der Wissenschaftlichkeit und den inhaltlichen und empirischen Aussagen zu machen. Der Soziologiejargon ist dabei mitunter hinderlich, wenn er sich in Substantivierungen und impliziten Referenzen erschöpft. Er kann aber auch so genutzt werden, dass Leserinnen und Leser den Mehrwert unserer Begriffe und Konzepte erkennen. Das erfordert vielleicht keine Übersetzungsleistung im engeren Sinne, aber doch ein plastischeres und lebhafteres Schreiben. Allerdings schreibe ich nicht für ein Außenpublikum, sondern auch immer für das Fach. Bücher, die dort nicht rezipiert werden würden, wären reine Publizistik.

Ich beobachte in der Soziologie immer noch einen Hang zur Nabelschau, zu nicht enden wollenden soziologischen Prolegomena, wo man sich gern mit sich selbst beschäftigt und zu wenig damit, wie man ein Thema aufschließt und auf soziologische Weise interessant macht. Ich selbst gewinne mein Forschungsinteresse in erster Linie über die Gegenstände, die ich dann mit dem soziologischen Werkzeugkasten beschreibe, entschlüssele und interpretiere. Es geht nicht darum, Soziologie leicht bekömmlich zu machen, sondern durchaus auch darum, die Publika zu irritieren und zu neuen Sichtweisen einzuladen. Dazu gehört auch die Entzauberung von gesellschaftlichen Mythen.

Die Bücher machen zwar nur einen kleinen Teil meiner wissenschaftlichen Publikationstätigkeit aus, aber sie haben schon starke Rückwirkungen auf das, womit ich mich ansonsten wissenschaftlich beschäftige. Für mich erlauben sie, jenseits der engeren Fachartikel, größere Horizonte aufzumachen, zu perspektivieren und auch einzuordnen, also forschungsprogrammatischer zu denken. Der Journalaufsatz als Format ist schon recht restringierend und dient nicht immer der Belebung der soziologischen Imagination. Da ist viel Handwerk dabei. Die Verknüpfung von unterschiedlichen Quellen, Daten und theoretischen Bezugnahmen, die man zum Verständnis einer komplexen Wirklichkeit braucht, ist hier aber nur in einem überschaubaren Rahmen möglich. Mit Büchern kann ich die Themen weiter spannen und interdisziplinärer sein, was ich auch an der breiteren Rezeption bemerke. »Jenseits des Fachpublikums« heißt ja auch, dass man Leserinnen und Leser aus anderen Disziplinen gewinnt, aus der Geschichtswissenschaft, der Politikwissenschaft, den Rechtswissenschaften, bei meinem Buch zur Quantifizierung sogar aus der Informatik. Man profitiert auch selbst von den vielen Anregungen, die zurückfließen, und kann sich in andere Literaturfelder vertiefen.

Die spezifische Funktion der Bücher für meine wissenschaftliche Arbeit lässt sich vermutlich auf zwei Weisen beschreiben: Einerseits sind sie thematische Perspektivierungen, Erkundungsgänge und Versuche der argumentativen Schärfung für konkrete, auch kleinteiligere Forschungen. Andererseits können sie auch Forschungen summarisch bündeln und in einen größeren Diskussionszusammenhang einordnen, wie bei meinem gegenwärtigen Buchprojekt. Die Forschungsprojekte und die Bücher stehen in einer kommunikativen Verbindung. Der Prozess des Schreibens ist dann selbst ein Entdeckungszusammenhang, weil man plötzlich spürt, wie scheinbar disparate Dinge zusammengehören und wie sich eine In-

terpretationsfolie über die empirischen Mosaiksteine legen lässt, was wiederum neue Forschung anregt.

Insgesamt scheint die Soziologie momentan recht gefragt im öffentlichen Diskurs. Sie selbst und beispielsweise auch Andreas Reckwitz, der den Preis vor zwei Jahren erhalten hat, oder Armin Nassehi, der diesjährige Schader-Preisträger, sind in der Öffentlichkeit sehr sichtbar. Ist Soziologie vor allem dann preiswürdig, wenn sie als »public sociology« auftritt?

Maw. Die konkreten Erwägungen der Jury zur Preisvergabe kann ich natürlich nicht beurteilen. Ich denke aber schon, dass eine Soziologie natürlich attraktiver wird, wenn sie Anregungspotential über die eigenen Grenzen hinweg und möglicherweise auch in die Öffentlichkeit hinein entfaltet. Wenn man will, kann man die Preise an die Genannten – vor allem Männer, muss man leider sagen – auch als Zeichen dafür sehen, dass es in der wissenschaftlichen Community anerkannt wird, wenn die Soziologie mit ihren Mitteln und Befunden in den öffentlichen Diskurs interveniert. Letztlich senden Preise natürlich auch Signale an den wissenschaftlichen Nachwuchs: Es kann sich zum einen lohnen, ausgetretene Pfade zu verlassen. Zum anderen sind auch Bücher als Teil der wissenschaftlichen Kommunikation wichtige Formate der Forschung und der Präsentation von Forschungsergebnissen.

Ich selbst verstehe mich nicht, jedenfalls nicht explizit, als ein Vertreter einer »public sociology« in einem dezidiert programmatischen oder emphatischen Sinne. Es ist viel einfacher: Ich bearbeite Themen, die ich selbst soziologisch interessant finde, wenn sie dann noch ausstrahlen, ist das umso besser. Generell versuche ich, mich in öffentlichen Äußerungen, soweit es geht, auf die Themen zu beschränken, zu denen ich kompetent und wissenschaftlich fundiert etwas sagen kann. Das bedeutet auch, zahlreiche Anfragen abzulehnen, wenn sie mir – obwohl das vorher nicht immer klar ist – zu meinungsgetrieben erscheinen.

»Lütten Klein« hat natürlich auch deshalb Aufmerksamkeit erregt, weil es einfach ein Analysedefizit des Wiedervereinigungs- und Transformationsprozesses gab. Das Thema ist trotz der soziologischen Attraktivität nur von wenigen im Fach überhaupt noch verfolgt worden. Da gab also Raum für neue wissenschaftliche Interpretationen und Analysen, wodurch ich dann auch zum »ostdeutschen Soziologen« wurde, der ich nie war und eigentlich nie werden wollte. Aber mit einem solchen Buch, kommen derartige Zuschreibungen natürlich automatisch.

Vielleicht ist für die Frage der »public sociology« auch noch entscheidend, dass wir sie nicht nur als Feuilletonaktivität verstehen dürfen. Für »Lütten Klein« habe ich viele Veranstaltungen in Plattenbaugebieten gemacht und unglaublich viele Zuschriften bekommen – auch das ist eine Art der kleinen Öffentlichkeit, die gern übersehen wird. Selbst wenn dieser Fall sicherlich besonders liegt, zeigt er mir doch, dass man mit der Soziologie sehr vielfältige Resonanzräume bespielen kann. Das allein kann sicherlich keine Preise begründen, aber nachteilig ist es ganz sicher nicht.

Der Leibniz-Preis statet die Preisträger nicht nur symbolisch mit einigem an Kapital aus. Haben Sie schon konkrete Pläne, wozu Sie das Preisgeld nutzen möchten?

Man: Noch ist die Preisverkündung relativ frisch und ich werde meine Pläne über die Zeit konkretisieren. Ich habe immer stark kooperativ gearbeitet und möchte das mit dem Aufbau einer Arbeitsgruppe weiter fortsetzen. Thematisch soll es um neue Konflikte und Spaltungslinien gehen, mittelfristig möchte ich dann stärker im Feld der Sozialstrukturanalyse arbeiten und hier neue Entwicklungen analysieren.

Und schließlich: Woran arbeiten Sie aktuell?

Man: Derzeit finalisiere ich ein Buch zum Wandel von Grenzen, das unter dem etwas bombastischen Titel »Sortiermaschinen. Der Wandel der Grenze im 21. Jahrhundert« im Sommer bei C.H. Beck erscheinen wird. Dieses Buch wird durch mehrere Forschungsprojekte und -kontexte gespeist, die sich jeweils mit spezifischen Grenzveränderungen beschäftigen haben. Momentan untersuchen wir im Berliner SFB 1265 »Re-Figuration von Räumen« die Veränderung von physischen Grenzinfrastrukturen. Mein Buch ist allerdings keine Projektmonografie, sondern geht über den spezifischen Projektzuschnitt hinaus und beschäftigt sich mit neuen Fortifizierungen, der Exterritorialisierung von Kontrolle, Makroterritorien, »smart borders« und vielem mehr. Letztlich geht es um die Frage, welche Wirkung die Globalisierung auf Grenzkontrolle hat. Das beinhaltet auch den Versuch, die Skalierung soziologischer Fragestellungen stärker auf das Globale auszuweiten.

Schader-Preis 2021 für Armin Nassehi

Der Soziologe Armin Nassehi wird mit dem Schader-Preis 2021 ausgezeichnet. Armin Nassehi lehrt und forscht im Bereich Allgemeine Soziologie und Gesellschaftstheorie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Der mit 15.000 Euro dotierte Schader-Preis würdigt Gesellschaftswissenschaftlerinnen und Gesellschaftswissenschaftler, die aufgrund ihrer wegweisenden wissenschaftlichen Arbeit und durch ihr vorbildliches Engagement im Dialog mit der Praxis einen Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Probleme geleistet haben.

»Armin Nassehi ist mit seinen wegweisenden Arbeiten im Bereich der Kulturosoziologie, der politischen Soziologie und der Wissens- und Wissenschaftssoziologie eine führende Stimme im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs. Seine umfassenden Studien zur Protestkultur, zur digitalen Gesellschaft sowie auch zur Einordnung politische Strömungen haben ihn weit über die Fachkreise hinaus bekannt gemacht; seine Analysen werden gleichermaßen in der fachlichen und nicht-fachlichen Öffentlichkeit rezipiert«, begründet Angelika Nußberger, Verfassungsrechtlerin an der Universität zu Köln und Sprecherin des Senats der Schader-Stiftung, die Entscheidung für den kommenden Preisträger. »Als herausragender Analytiker wirkt er in die Gesellschaft hinein und ist so in exemplarischer Weise ein Brückenbauer zwischen öffentlichem Diskurs und Fachwissenschaft«, so Nußberger weiter.

»Ich freue mich sehr über den Preis, weil er gleichermaßen wissenschaftliche Leistungen und Übersetzungsleistungen in andere Felder umfasst«, so der Preisträger Armin Nassehi in einer ersten Reaktion. »Gerade gegenwärtig wird deutlich, wie komplex das Verhältnis von wissenschaftlicher Forschung und Erkenntnis auf der einen Seite und der Beitrag der Wissenschaften für die Lösung gesellschaftlicher Fragen auf der anderen ist. Nach meiner Überzeugung ist dieses Verhältnis selbst eine genuin wissenschaftliche Herausforderung, die nicht einfach einen Transfer bedeutet, sondern auf dem Differenzierungsniveau moderner Gesellschaften diskutiert werden muss«.

Armin Nassehi, geboren 1960, studierte Erziehungswissenschaften, Philosophie und Soziologie in Münster und an der Fernuniversität in Hagen. Nach Promotion (1992) und Habilitation (1994) übernahm er 1998 den Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie und Gesellschaftstheorie an der Universität München.

Der Schader-Preis wird im Juni 2021 in Darmstadt überreicht. Verliehen wird er vom Senat der Schader-Stiftung, dem Armin Nassehi mit der Annahme des Schader-Preises nun selbst sieben Jahre angehören wird.

Die Schader-Stiftung fördert seit 1988 den Dialog zwischen Gesellschaftswissenschaften und Praxis.

www.schader-stiftung.de/schader-preis/

Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie

Die Sektion Stadt- und Regionalsoziologie vergibt 2021 für herausragende Dissertationen den »Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie innerhalb der DGS«. Mit dem Preis wird eine empirisch, methodisch und/oder theoretisch herausragende Dissertation ausgezeichnet, die sich grundlegend mit Fragen der Stadt- und Regionalsoziologie auseinandersetzt. Der Preis wird alle zwei Jahre auf der Herbsttagung der Sektion verliehen, das nächste Mal im Herbst 2021.

Die Arbeiten können von den Verfasserinnen und Verfassern oder von den betreuenden Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern eingereicht werden. Teilnahmeberechtigt sind Arbeiten, die innerhalb der letzten zwei Jahre an einer deutschen oder ausländischen Hochschule als Dissertation angenommen oder in dem Zeitraum publiziert wurden.

Über die Preisvergabe entscheidet eine vierköpfige, fachlich qualifizierte Jury. Das Preisgeld beträgt 1.000 €. Die Jury behält sich vor, die Preissumme auf mehrere Arbeiten zu verteilen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einzureichen sind ein Exemplar der Arbeit und eine Kurzfassung (1 DIN A4-Seite) jeweils in gedruckter und digitaler Form (komprimierte pdf) bis **30. April 2021** an

Prof. Dr. Anna Steigemann
Professor for Spatial Research and Urban Sociology
Center for Interdisciplinary Transatlantic Area Studies (CITAS)
Universitätsstraße 31
93053 Regensburg
Tel. +49 (0)941 943-5964
E-Mail: anna.steigemann@ur.de

In memoriam Bernhard Giesen (20. Mai 1948 – 26. Dezember 2020)

Es ging ihm nie um die Vernunft und weniger noch um eine Verteidigung ihrer gesellschaftlichen Herrschaft und ihres instrumentellen Zugriffs auf die Welt. Bernd Giesens Soziologie, seine Thesen und Bücher, sie drehten sich vielmehr um das Außerordentliche; also um jenes, was sich gerade dem Determinismus eines rationalistischen Zugriffs entzog. Ganz im Sinne der Yaler Soziologie-Schule – in der Bernd Giesen regelmäßig seine »Einführung in die Soziologie« hielt – folgte er der Tradition Émile Durkheims: Das Außerordentliche ist das Heilige; das, was weder verhandelbar noch fassbar ist; das, was weder abwesend noch unmittelbar ist; das, was sowohl erlösend als auch erschreckend, anziehend wie abstoßend, sein kann. Gerade in dieser affektiven Ambivalenz ebenso wie in der kategorialen Uneindeutigkeit gründen die Strahlkraft des Außerordentlichen und seine soziale Mächtigkeit. Während das Ordentliche und Alltägliche konsumierbar, Streitbar und tauschbar ist, steht das Außerordentliche im Mittelpunkt jeder Identität. Ohne diesen – sich gänzlich der Rationalität entziehenden – Fluchtpunkt lassen sich keine Geschichten erzählen. Das Außerordentliche ermöglicht Anschlusskommunikation, bildet den Ausgangspunkt gesellschaftlicher Konstruktions- und Klassifikationsbemühungen und erscheint somit als der sinnstiftende Kern des Sozialen. »Eindeutigkeit«, schrieb Bernd Giesen in seinen *Zwischenlagen*, »ist das Ende der kulturellen Deutung« – schnörkellos, aber auf den Punkt, wie so oft in seinen Formulierungen.

Diesen theoretischen Bezug auf das Außerordentliche als Fundament der sozialen Wirklichkeit kann man bereits in seinen frühen, zum Teil noch systemtheoretisch inspirierten Arbeiten zu sozialen Wandlungs- und Entwicklungsprozessen erahnen – sei es in seiner Dissertationsschrift zu strukturellen Inkonsistenzen oder in seiner Monographie zur *Entdinglichung des Sozialen*. Er findet sich aber verstärkt in seinen Betrachtungen der historischen Formierung nationaler Identitäten, so etwa in seinen Schriften über die *Kollektive Identität* oder über das *Tätertrauma* der Deutschen; Arbeiten, die im Rahmen seiner Professur an der Justus-Liebig-Universität Gießen entstanden und die nicht zuletzt auch den Einfluss seiner frühen Lehrer Reinhart Koselleck und Shmuel N. Eisenstadt erkennen lassen. Hier wie dort geht vom Außerordentlichen eine ambivalente Anziehung aus, die das gesellschaftstheoretische Werk Bernd Giesens prägte und deren kulturelle Bedeutung er auch in seinen Lehrveranstaltungen an der Universität Konstanz diskutierte, wo er

seit 1999 die Professur für Makrosoziologie inne hatte: Nicht nur seine kultursoziologischen Einführungen, auch seine Seminare über Mythen und Katastrophen, über Monster und Freaks, über Liebe und Verbrechen, über Lachen, Müll und Touristen waren äußerst beliebt bei den Studierenden und erfreuten sich großer Resonanz. Durch seine taktvolle Konfrontation mit dem Fremden und Differenten, mit dem Uneindeutigen und Indefiniten lernten sie, eine Außenperspektive auf Kultur einzunehmen. Denn gerade über die Sicht des Anderen wird das Eigene in seiner unhintergehbaren Gegebenheit hinterfragbar. Während wir herkömmlicherweise in der Hoffnung auf eine reibungslose Kommunikation über Differenzen hinwegsehen und diese mit dem Schleier des »Ach, Sie wissen schon!« überdecken – wie Bernd Giesen zu sagen pflegte –, sah er die Aufgabe wissenschaftlichen Arbeitens zuvorderst darin, nach Irritationen in unserem Denken zu suchen, Kontroversen anzuregen und nach der Bedeutung und Funktion der uns umgebenden kulturellen Ambivalenzen zu fragen. »Kultur«, so einer seiner Lieblingssätze während der Einführungen, »erfährt man höchstens dann, wenn sie fehlt«. Ohne Effekthascherei, aber sich stets der eigenen wissenschaftlichen Performanz bewusst, bot Bernd Giesen in seinen Veranstaltungen dem Faszinosum »Gesellschaft« eine Bühne, inszenierte seine Widersprüche und schaffte es so, viele NachwuchswissenschaftlerInnen für die Kultursoziologie zu gewinnen.

Sein kultursoziologisches Kolloquium war ihm stets ein wichtiges Anliegen – mindestens genauso heilig wie die wöchentlichen Sitzungen mit seinem Lehrstuhlteam. Hier wurden seine soziologischen Thesen getestet, diskutiert, geschärft. Er pflegte einen offenen und vertrauensvollen Austausch – keine Selbstverständlichkeit unter Professoren. Sich der klassischen Soziologie stets verpflichtet gefühlt, war sein Kolloquium offen für alle Fachausrichtungen. Nicht nur, dass er keine disziplinären Grenzen kannte, auch die soziale Position der Vortragenden war Bernd Giesen nie von großer Bedeutung. Ob namhafte Wissenschaftlerin oder Student, alle mussten sich am Ende ihres Vortrages seiner ersten, entscheidenden Frage stellen: »Was ist denn das Neue an Ihrer These?«

Wenn ein Gast eine Sonderbehandlung erfahren durfte, dann ausschließlich während seiner Konstanzer Meisterklasse. Über zehn Jahre ermöglichte es Bernd Giesen einigen jungen Sozial- und KulturwissenschaftlerInnen, ihre Forschungsthese bei Koryphäen ihrer jeweiligen Disziplin vorzutragen. Unter den eingeladenen »Meistern« befanden sich Mary Douglas, Clifford Geertz, Zygmunt Bauman, John R. Searle und Hayden White – um nur einige Wenige zu nennen.

Seine Bücher und Aufsätze standen in vielerlei Hinsicht in der Tradition der deutschen Soziologie und ihrer Gründerväter: sowohl in der Tradition der wissenschaftstheoretischen Arbeiten Webers wie der Kultur- und Moderne-theorie Tenbrucks und – weniger offensichtlich – in der Tradition der impressionistischen Soziologie Georg Simmels. Nie ging es in seinen Diagnosen um den Inhalt von sozialen Wechselwirkungen, sondern um die kulturellen Formen, in denen das Soziale historisch seinen Ausdruck sucht. Inhalte standen weder in seinen Beobachtungen noch in seinen Äußerungen zur Debatte. Bernd Giesen legte sein Augenmerk ausschließlich auf die konkrete Form der sozialen Erscheinung und suchte diese in ihren sozialen Bedingungen verstehbar zu machen. Bernds Arbeiten zeugen daher auch von der Notwendigkeit einer historisierenden Soziologie für das Verstehen der Gegenwart; einer Soziologie, die sich ihrer eigenen gesellschaftlich-geschichtlichen Prägung als Produkt der Moderne und als mächtige Disziplin der Beobachtung, der nach Eindeutigkeit strebenden Beschreibung und der klassifikatorischen Charakterisierung des Gesellschaftskörpers gewahr ist. Daher lag ihm die reine Deskription der sozialen Wirklichkeit nicht, die sich in der Sicherheit einer vermeintlichen Objektivität und Faktizität der soziologischen Beobachtung und mithin der soziologischen Beobachterposition wähnt und die gesellschaftliche Funktion der wissenschaftlichen Deutungs- und Übersetzungsarbeit vergisst.

Dagegen ging es ihm darum, eine Soziologie zu profilieren, die sich der gesellschaftlichen Unschärfen bewusst ist und diese bewusst macht, ohne kategoriale und normative Einschreibung vorzunehmen und sich damit willentlich als ein Teil der gesellschaftlichen Strukturierungsbemühungen zu begreifen. Deswegen verurteilte er nie. Normativen öffentlichen Debatten hielt er sich stets fern. Und genau hierin war die Stärke wie die Schwere seiner soziologischen Diagnosen begründet. Öffentliche Soziologie war für ihn nur dann legitim, wenn sie im Kampf um Aufmerksamkeit ihr eigenes Argument nicht über den Weberschen Geist der Wertneutralität hob. Als Wegbereiter der deutschen Intellektuellensoziologie und damit als kritischer Beobachter seiner eigenen Profession war er sich durchaus der Prekarität des wissenschaftlichen Engagements bewusst: Jede Kulturwissenschaft, die die Grenzen der Wertneutralität und den Abstand zum Sozialen überschreitet, läuft Gefahr der Vulgarisierung sowie des Verlusts an kritischem Potential und hatte für ihn bereits nichts mehr zu sagen.

Ob Tatsache oder Welt, es sind die kulturellen Rahmen, die unhintergebar sind: *Culture matters*.

Professor Dr. Bernhard Giesen ist am 26. Dezember 2020 verstorben. Mit ihm verliert die deutsche Soziologie nicht nur einen international renommierten Kulturosoziologen, der intellektuelle Brücken zwischen Konstanz, Brno, Chicago, Cork, Florenz, Moskau, Tel Aviv, Stanford und Yale gestaltete, sondern wir, seine ehemaligen MitarbeiterInnen und SchülerInnen, verlieren einen – im besten Sinne des Wortes – außerordentlichen Mentor und Freund.

Francis Le Maitre, Kim Meyer und Veronika Zink

Bernd Giesen was fearless, a ferociously brilliant intellectual, a fiercely adventurous, lust-for-life, joy-loving man. He demanded beautiful *objets*, sleek cars, very old wines, African masks that filled his Seestraße living room. Bernd had the most capacious mind I have ever encountered, roaming freely among ancient and modern history, art, philosophy, social theory, micro-sociology and cultural sociology. His writing was almost freakishly creative, leaping with daring confidence toward the unknown; yet, it was also tightly argued. If his theorizing was unapologetically abstract, his empirical discussions were thick with the texture and stuff of social life, the illustrative, the everyday, the empirically concrete.

I had the great good fortune to have been close to Bernd, both to the mind and the man, for four decades. We met as barely 30-somethings at a small, generationally-defining German conference on Marx and Weber in 1979. At the Mexico ISA World Congress in 1982, Bernd walked up to Neil Smelser and me and proposed a series of German-American Theory Conferences. This idea launched three intensely compelling meetings that stretched over the next decade, demonstrating the common grounding of sociological theory, laying to rest sterile disputes from the 60s and 70s, and setting new agendas. The contributions to the first and the best of these meetings were published as *The Micro-Macro Link* (1987), which Bernd and I edited along with Smelser and Richard Münch. After agreeing to write the introduction, Bernd announced he would be coming to Los Angeles for two weeks to do it in person. I was not entirely comfortable with this prospect. Wouldn't it be difficult to write general theory with another person, I wondered, especially somebody who was a demanding and sometimes impatient peer? It turned out to be thrilling. I sat in front of the computer, and Bernd sat at my side. Running through the wide range of macro and micro debates

like the black and white keys on a piano keyboard, we composed a new piece of intellectual music.

The sometimes tawdry, sometimes starkly beautiful pop culture weirdness of Los Angeles fascinated Bernd, and he returned several times, the longest visit with his wife Chrissi, who worked in Berlin as a high level simultaneous »interpreter«. She prepared haut cuisine meals, kept up on high culture and haut-couture, and explained that English, which she spoke perfectly, was just her fourth best language. I visited Bernd several times in Gießen and later at the EUI in Fiesole outside Florence. On one of those visits, in the gathering dusk of a late spring evening, Bernd and I confessed to one another that, in recent years, quietly and without public fanfare, each of us had turned away from the clarity of mainstream sociological theorizing and entered into the opaque, mysteriously exciting world of cultural theory and social meaning. We talked, almost in whispers, about this secretly shared cultural turn, and our ambition to make use of it to radically change sociology.

Our first chance to work on this together came in 1998. With the support of Neil Smelser, then Director of the Center for Advanced Studies in the Social Sciences (CASBS), I was able to invite Bernd, along with Ron Eyerman, Piotr Sztompka, and Björn Wittrock to work on a special project in Palo Alto. Meeting weekly over many months, we created our theory of cultural trauma, which in the years since has spawned a global research program. Bernd often inspired me during these months at CASBS. I remember him grabbing a piece of chalk and leaping to the blackboard to synthesize our thinking at some critical juncture, then walking back to take his seat, his exquisite black Japanese suit covered in chalk dust. Even as Bernd and I, along with Ron Eyerman, worked to develop the analytical threads that became trauma theory, we bonded spiritually as we deployed the new theory to our respective sides of the Holocaust, he the trauma of German perpetrators, I the trauma of Jewish victims. These eventually became chapters in our co-authored *Cultural Trauma and Collective Identity* (with Eyerman, Smelser, Sztompka, and Wittrock, 2004).

After that year in Palo Alto, Bernd moved south to Konstanz and I moved East to Yale, and the most productive period of our collaboration unfolded. It began with another conversation, this one long-distance. In the summer of 2001, during one of our every-few-months-catch-up conversations, I mentioned my new interest in theater and drama theory, and Bernd responded, »I've been moving there too«. Over the course of the next four

years, our German and American professor-student »teams« met for intense, enlightening, and sometimes fractious discussions about performance, once at Yale, where Bernd, Ron Eyerman, and I taught a course on performance together, and twice in Konstanz. The sometimes conflicting but broadly complementary ideas and case studies that came out of these discussions were published in *Social Performance: Symbolic Action, Cultural Pragmatics, and Ritual* (co-edited with Jason Mast, 2006). In the second half of that decade, Bernd and I moved on, with different but overlapping personnel, to the topic of materiality and iconicity. Once again, this cooperation triggered both a satisfying meeting of the minds and productive intellectual friction. The results were on full display – especially if you read between the lines – in our co-edited *Iconic Power* (with Dominik Bartmanski, 2012).

A truly gifted intellectual and fascinating personality, Bernd was also a talented academic entrepreneur and an electrifying and charismatic performer on the academic stage. Each of these qualities was fully evident in the annual *Meister* Class that Bernd and his team organized in the gorgeous early summers at Konstanz. Every year, two or three legendary social and cultural theorists, social scientists, and literary scholars were the hardworking guests of honor. It was a thrill to witness Bernd's high wire act as he cajoled, inspired, and challenged, not only the »masters« he'd assembled, but the 20-plus students he'd invited to learn from and engage them. Most students were from Europe, but Bernd would be sure to reserve two or three slots for Yale CCS doctoral students, among whom the *Meister* constituted an annual pilgrimage to a sacred center of cultural thinking.

Bernd Giesen was a comet that blazed across the intellectual universe. He was also a dear friend and an inspiring colleague. His like will not soon come again, and never for me.

Jeffrey C. Alexander

Call for Papers*

Scheitern in den Wissenschaften – Perspektiven der Wissenschaftsforschung

Tagung an der Universität Erlangen am 16. und 17. September 2021

Das Scheitern ist in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen ein ständiger Begleiter der wissenschaftlichen Praxis. Theorien, Hypothesen oder Experimente einzelner Forscher*innen und Forschergruppen scheitern – vorläufig oder endgültig, partiell oder vollständig. Für ein adäquates Verständnis des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses ist es daher unabdingbar, sich mit den Ebenen, Formen, Funktionen und Mechanismen des Scheiterns zu befassen.

Thematisiert wird das Scheitern bis dato allerdings kaum – weder innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft noch in der öffentlichen Debatte über Wissenschaft, in der Erkenntnisfortschritt häufig als lineare Erfolgsgeschichte wahrgenommen und dargestellt wird. Durch diese »Vernachlässigung des Scheiterns« bleiben auch dessen mitunter produktive Effekte zu meist unerwähnt. Gescheiterte Ansätze oder Experimente können in der Regel nicht publiziert werden, es mangelt an der systematischen Sichtbarmachung erfolgloser Versuche, und Forschungsgelder werden vor allem auf der Basis greifbarer Ergebnisse und vorzeigbarer Erfolge vergeben. Um die Bedingungen für einen produktiven Umgang mit dem Scheitern zu verbessern – und zugleich auch der Öffentlichkeit ein adäquates Bild von Wissenschaft zu vermitteln –, ist die interdisziplinäre Erforschung der Spielarten, Erkenntnisfunktionen und gesellschaftlichen Implikationen des wissenschaftlichen Scheiterns von zentraler Bedeutung.

Im Rahmen der Tagung sollen daher Perspektiven auf das Scheitern aus unterschiedlichen Disziplinen der Wissenschaftsforschung – unter anderem

* *Anm. der Redaktion:* Bitte prüfen Sie, ob sich Veranstaltungsform, Termine oder Deadlines aufgrund der Corona bedingten Regelungen geändert haben.

aus der modernen Wissenschaftsgeschichte (19.–21. Jh.), Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftssoziologie – zusammengeführt und disziplinübergreifend diskutiert werden. Zu den Fragestellungen gehören:

Können verschiedene Formen des Scheiterns in den Wissenschaften unterschieden werden und wodurch lassen sich diese bspw. von Fehler oder Irrtum abgrenzen? Lässt sich eine kohärente Systematik des wissenschaftlichen Scheiterns entwickeln?

Variieren die Mechanismen, Formen und Zuschreibungen des Scheiterns in unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen und -kulturen? Wie lassen sich diese vom Scheitern im nichtwissenschaftlichen Bereich abgrenzen? Welche Akteure sind an Zuschreibungen des Scheiterns beteiligt und zu welchen Zeitpunkten erfolgt die Einordnung eines wissenschaftlichen Projekts/Verstehens als gescheitert?

Welche Erkenntnisse über die Charakteristik und Varianz des wissenschaftlichen Scheiterns lassen sich aus Fallbeispielen der (neueren) Wissenschaftsgeschichte gewinnen?

Verändern gesamtgesellschaftliche Krisensituationen – wie bspw. Kriegzeiten, Wirtschaftskrisen oder gegenwärtig die Corona-Pandemie – die Kriterien für Erfolg und Scheitern in den Wissenschaften und, falls ja, inwiefern?

Welche wissenschaftspolitischen Implikationen können sich aus Erkenntnissen zu den Formen, Gründen und Folgen des Scheiterns in den Wissenschaften ergeben?

Welche spezifischen Merkmale weist der populärwissenschaftliche Diskurs zum Scheitern in den Wissenschaften auf, wie unterscheidet er sich von der fachwissenschaftlichen Debatte? Welche Implikationen hat dieser Diskurs für Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftskommunikation?

Die Tagung wird von Dr. Michael Jungert und Dr. Sebastian Schuol organisiert und geleitet (beide Universität Erlangen-Nürnberg, Zentralinstitut für Wissenschaftsreflexion und Schlüsselqualifikationen, ZiWiS).

Bitte senden Sie Ihr Abstract (2 bis 3 Seiten) für einen Vortrag im Rahmen der Tagung (30 Minuten, 15 Minuten Diskussion) bis zum **30. April 2021** als PDF-Datei per E-Mail an ziwis-wissenschaftsreflexion@fau.de.

Hinweis: Die Tagung wird als Präsenzveranstaltung in Erlangen geplant. Sollte dies aufgrund der Coronasituation nicht möglich sein, wird sie als Online-Tagung stattfinden.

Kontakt:

Dr. Michael Jungert

E-Mail: michael.jungert@fau.de

Stadtsoziologische Forschung heute

Herbsttagung der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie
am 7. und 8. Oktober 2021 an der Bauhaus-Universität Weimar

Stadtsoziologische Forschung ist vielfältig und verändert sich dauernd – durch die Perspektiven der Forschenden einerseits, durch den Wandel des Gegenstandes andererseits. Die Sektion Stadt- und Regionalsoziologie bietet ihren Mitgliedern regelmäßig ein Podium, um ihre aktuellen stadtsoziologischen Forschungsprojekte und darüber hinausgehende Überlegungen zur Diskussion zu stellen und dazu in Austausch zu treten.

Für unsere diesjährige Herbsttagung, die am 7. und 8. Oktober 2021 an der Weimarer Bauhaus-Universität stattfinden soll, in Präsenz, hybrid oder komplett online, wünschen wir uns Vorschläge aus der gesamten Breite der aktuellen stadt- und raumsoziologischen Forschung: ob theoretische oder empirische Überlegungen zum Gegenstand des Städtischen oder zur Raumtheorie, zu besonderen stadtsoziologischen Diskursen wie zu Gentrifizierung, sozialer Mischung, Segregation oder Quartiersforschung, Ungleichheit und Arbeit, Migration und Wohnen, Gesundheit und Emotionen, Kontakt, Öffentlichkeit und politischer Teilhabe, Konflikt und städtischen Bewegungen, Umwelt und Klimawandel – ob mit deutschem oder internationalem Fokus oder zur Frage der methodischen Zugänge: Bitte reichen Sie/reicht ein, was Sie/Euch derzeit beschäftigt und worüber Sie sich/Ihr Euch austauschen möchten/t – es müssen nicht immer schon Ergebnisse sein, sondern es können auch Forschungsskizzen, offene Überlegungen und Denkanstöße diskutiert werden. Wir freuen uns auf eine lebendige und diskussionsfreudige Tagung.

Organisiert wird die Tagung, falls sie vor Ort stattfinden kann, durch das Team von Frank Eckardt an der Bauhaus-Universität Weimar. Abstracts (deutsch- oder englischsprachig, maximal 2.600 Zeichen inkl. Leerzeichen) erbitten wir bis zum **30. April 2021** an das Sprecher*innenteam der Sektion:

Frank Eckardt

Heike Herrmann

Sabine Meier

Dieter Rink

Nina Schuster

Anna Steigemann

E-Mail: srsoziologie@gmail.com

Organisation und Bewertung von Nachhaltigkeit

3. Workshop des Arbeitskreises Organisation und Bewertung
am 4. und 5. November 2021 an der Universität Hamburg

Nachhaltigkeit avanciert zum Inbegriff gesellschaftlichen Wandels. Organisationen, Institutionen sowie das Alltagsleben sind von teils variierenden Nachhaltigkeitswerten und -normen durchdrungen. Dabei provoziert die Vielschichtigkeit von Interessen und Zielen, die mit dem Nachhaltigkeitsbegriff verbunden ist, Konflikte und Unvereinbarkeiten. So steht zwar fest, dass Nachhaltigkeit eine anerkannte und notwendige Entwicklung begründet; dennoch ergeben sich hieraus durchaus unterschiedliche Möglichkeitsräume gesellschaftlichen Wandels (Adloff, Neckel), die konträr zueinander stehen können. Nachhaltigkeit ist folglich keine Lösung, sondern ein Problem, das in und durch Organisationen verhandelt und geformt wird. Im Fokus des Workshops sollen die organisationsinternen Bewertungsprozesse von Nachhaltigkeit sowie die Bewertungen von Organisationen mit Blick auf Nachhaltigkeit und die daraus resultierenden gesellschaftlichen Folgewirkungen stehen.

Organisationen treten als soziale Akteure auf, die durch die Übernahme von Verantwortung für Nachhaltigkeit sowie die entsprechende Anpassung von Leitbildern und Entscheidungsprozessen eine zentrale Bedeutung für die sozial-ökologische Transformation haben. Häufig nehmen Organisationen dabei eine vermittelnde Rolle zwischen ökonomischen Strukturen und zivilgesellschaftlichen Ansprüchen ein. Dabei lässt sich nicht nur beobachten, dass Nachhaltigkeit ein durchaus vielschichtiges Konzept darstellt; vielmehr respezifizieren auch unterschiedliche Organisationstypen Nachhaltigkeit in Abhängigkeit von ihren Strukturen und Praktiken. Im Ergebnis bringen sie distinkte, aber relativ haltbare Kompromisse zwischen verschiedenen Realitäten und Wertvorstellungen hervor. Wie Organisationen die bedeutungsgeladene Idee der Nachhaltigkeit intern bewerten oder auslegen und welche Rückwirkung dies wiederum auf andere gesellschaftliche Bereiche hat, ist eine zentrale Frage des Workshops.

Dabei ist nicht zu vergessen, dass Organisationen zunehmend selbst zum Gegenstand von Bewertungen werden. Auf der Basis freiwilliger Standards werden Zertifikate vergeben sowie Ratings und Rankings erstellt, die bei positiver Evaluation Organisationen gar mit Nachhaltigkeitspreisen honorieren. Darüber hinaus treten mittlerweile auch Regierungen als Nachhaltigkeitsbewerter*innen von Organisationen auf.

Obwohl die tatsächliche Wirkung solcher Bewertungen oft unklar und umstritten ist, liegt ihnen das gemeinsame Ziel zugrunde, Nachhaltigkeit flächendeckend zu fördern. Dabei können die ursprünglichen Ausrichtungen an Nachhaltigkeit unter Druck geraten, wenn Organisationen versuchen, externen Bewertungskriterien zu entsprechen. Der Workshop zielt darauf, die Funktionsweisen organisationsbezogener Nachhaltigkeitsbewertungen zu verstehen und ihre Wirkungen auf soziale Realitäten zu erkunden.

Das Ziel des Workshops ist es, die Beziehung von Organisation und Bewertung im Kontext von Nachhaltigkeit zu diskutieren, um darüber das Zusammenspiel und die daraus resultierenden Folgen für die Konstruktion und die Umsetzung von Nachhaltigkeit zu entschlüsseln. Das heißt, wir interessieren uns dafür, wie und durch wen Nachhaltigkeitsbewertungen an Organisationen herangetragen und organisationsintern etabliert, verändert bzw. verhindert werden. Gleichzeitig wollen wir erfassen, welche Bedeutung dies wiederum für die Konzeption von Nachhaltigkeit in anderen gesellschaftlichen Kontexten hat (zum Beispiel soziale und zivilgesellschaftliche Bewegungen, Politik, wirtschaftliches Handeln, Bildung). Mögliche Fragen sind:

- Welche Organisationen werden zum Gegenstand von Nachhaltigkeitsbewertungen? Warum werden diese Organisationen im Blick auf Nachhaltigkeit bewertet und wie reagieren sie darauf? Antizipieren die Bewerter*innen die Reaktionen der Organisationen?
- Warum verknüpfen Organisationen ihre Aktivitäten und Ziele mit den Nachhaltigkeitszielen? Wie priorisieren Organisationen die Nachhaltigkeitsziele? Lassen sich Unterschiede zwischen Organisationstypen beobachten?
- Haben sich Form und Inhalt organisationsbezogener Nachhaltigkeitsbewertungen historisch gewandelt? Lassen sich räumliche und kulturelle Unterschiede in der Umsetzung von Nachhaltigkeit in Organisationen finden?
- Wer bewertet Organisationen im Hinblick auf Nachhaltigkeit und woher nehmen die Bewerter*innen die dafür notwendige Autorität? Welche Konflikte lassen sich beobachten, wenn Organisationen zum Gegenstand von Nachhaltigkeitsbewertungen werden?

- Wie interpretieren, bewerten und praktizieren Organisationen die Leitidee Nachhaltigkeit? Wer übernimmt organisationsintern diese Interpretations- und Bewertungsarbeit und welche organisationsexternen Effekte hat diese auf die Bedeutung von Nachhaltigkeit sowie die Gesellschaft insgesamt?
- Wie werden unterschiedliche Vorstellungen von Nachhaltigkeit in komplexen Organisationen verhandelt? Welche Konventionen oder Institutionen kommen zum Tragen und wie werden diese vermittelt, damit sie eine handlungsleitende Grundlage bieten?

Sie finden den Call mit ausführlichen Literaturverweisen auch auf www.organisation-bewertung.com. Wir freuen uns auf Vorschläge für theoretische und empirische Beiträge zu den genannten oder weiteren Fragestellungen (max. 2 Seiten) bis zum **30. April 2021**.

Kontakt:

Nadine Arnold, Universität Luzern

E-Mail: nadine.arnold@unilu.ch

Sarah Lenz, DFG-Kollegforschungsgruppe »Zukünfte der Nachhaltigkeit«

E-Mail: sarah.lenz@uni-hamburg.de

1st International and Interdisciplinary Conference on Spatial Methods

23rd to 26th September 2021, online/Gaborone, Botswana

The Global Center of Spatial Methods for Urban Sustainability (GCSMUS) together with the Research Committee on Logic and Methodology in Sociology (RC33) of the International Sociology Association (ISA) and the Research Network Quantitative Methods (RN21) of the European Sociology Association (ESA) will organize a »1st International and Interdisciplinary Conference on Spatial Methods« (SMUS Conference) which will at the same time be the »1st RC33 Regional Conference – Africa: Botswana«, hosted by the University of Botswana in Gaborone, Botswana. Given the current challenge of the COVID-19 pandemic, the conference will convene entirely online. The conference aims at promoting a global dialogue on methods and should attract methodologists from all over the world and all social and spa-

tial sciences (e.g. area studies, architecture, communication studies, educational sciences, geography, historical sciences, humanities, landscape planning, philosophy, psychology, sociology, urban design, urban planning, traffic planning and environmental planning). Thus, the conference will enable scholars to get in contact with methodologists from various disciplines all over the world and to deepen discussions with researchers from various methodological angles. Scholars of all social and spatial sciences and other scholars who are interested in methodological discussions are invited to submit a paper to any of the 29 sessions of the conference. All papers have to address a methodological problem.

Conference Sessions:

1. Decolonizing Social Science Methodology – Towards African Epistemologies
2. Decolonizing Social Science Methodology – Overcoming Positivism and Constructivism
3. Decolonizing Methodologies and Epistemologies: Discourse Analysis and Sociology of Knowledge
4. Culturally Sensitive Approaches for the Global South – Potential New Directions of Empirical Research
5. Critical Conversations on Bagele Chilisa's Indigenous Research Methodologies
6. Policy Analysis and Political Economy
7. Researching the History of Postcolonial States with Qualitative Methods
8. Hermeneutics – Interaction – Social Structure
9. Interpretative and Multi-Method Approaches to Global-South-Migration
10. Process-Oriented Micro-Macro-Analysis
11. City Networks between the Structural and the Everyday: Methods that Bridge Macro- and Micro-Perspectives for a Better Comparative Understanding of Cities
12. Methodologies for the Investigation Spatial Transformation Processes
13. Human Centric Approaches on Urban Futures
14. Methods of Architectural Research
15. Art and Design Based-Research, Cross-Disciplinary Approaches for Material Knowledge Production
16. The Contribution of Urban Design to the Qualitative Methodology Discourse
17. Mapping for Change? Resituating *Slow Time*. Craftwo/manship and Power

18. Applying Research Methods in Interdisciplinary Urban Sustainability Projects
19. The Role of *Productive Interactions* between Researchers and Stakeholders in Creating Rigorous and Relevant Research for Urban Sustainability
20. Knowledge Creation in Informal Settlements: The Process, Ethics and Outputs of Co-Productive and Community-Led Research Methods
21. Fieldwork in the Global South – Shedding Light into the Black Box
22. Survey Data Quality in Interviewer-Administered Surveys in LMIC Contexts
23. Assessing the Quality of Survey Data
24. Digital Methods in Action: Use, Challenges and Prospects
25. Researching Climate Change Communication: Methodological Challenges and Opportunities in the Digital Era
26. Money and Digitalisation in the Global South
27. Methods in Food Studies Research
28. Locating the Religious/Secular in Africa: Methodological Challenges
29. Ethical and Methodological Dilemmas of Social Research in Violent Conflict Situations

All sessions have to be international: Each session should have speakers from at least two countries (exceptions will need good reasons). The conference language is English. All papers therefore need to be presented in English. There will be no conference fees. For further information on the sessions and the conference organization rules, please see the conference website: <https://gcsmus.org> or contact the organizers. If you want to present a paper, please submit your abstract via the official conference website until **31st May 2021**.

Contact:

Nina Baur, TU Berlin

E-Mail: nina.baur@tu-berlin.de

Tagungen

Komplexe Methodendesigns in der multi-, inter- und transdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung

Gemeinsame Frühjahrstagung der Sektionen Methoden der empirischen Sozialforschung und Umweltsoziologie am 18. und 19. Juni 2021 im Forschungszentrum Jülich, Hörsaal der Zentralbibliothek

Um verschiedene gesellschaftliche Lebensbereiche nachhaltig(er) zu gestalten, werden derzeit in nationalen wie internationalen Kontexten tiefgreifende, transformative Strukturveränderungen diskutiert, projektiert und zum Teil bereits vollzogen. Vom Energiesystem über Mobilitätsmuster, den Tourismussektor und die Stadtplanung bis hin zum Bildungssystem ist »Nachhaltigkeit« zu einer orientierenden Kategorie geworden. Erfolgreiche Strukturtransformationen hängen hierbei wesentlich von technischen Möglichkeiten, finanzieller Realisierbarkeit und gesellschaftlicher Akzeptanz ab. Dass die Forschung zu Fragestellungen im Bereich der Nachhaltigkeit in Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen (zum Beispiel Sozialwissenschaften, Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften) erfolgt, ist ein Umstand, der besonderer Methodenreflexion bedarf. Hierbei gehen multi-, inter- und transdisziplinäre Forschungsprojekte in der Regel mit einer Kombination unterschiedlicher Forschungsparadigmen und Untersuchungsformen einher, die auf verschiedenen Systemebenen verortet sein können und im Idealfall in einem integrierten Gesamtergebnis aller Teildisziplinen münden. Eine zentrale Herausforderung besteht darin, Ergebnisse einzelner Teildisziplinen so aufzubereiten und zu übersetzen, dass sie in den anderen Teildisziplinen als Bestandteile ihrer Analysen verwendet werden können.

Die Frühjahrstagung 2021 der Sektionen Methoden der empirischen Sozialforschung und Umweltsoziologie möchte eine Plattform für methodische Fragestellungen der multi-, inter- und transdisziplinären Nachhaltigkeitsfor-

schung bieten und vornehmlich methodischen Fragestellungen im Bereich der Nachhaltigkeitsforschung auf den folgenden Gebieten nachgehen:

- Reallabore
- Mixed Methods (zum Beispiel Bigdata, Befragung, Beobachtung, Inhaltsanalyse)
- Zukunftsforschung
- Szenarienanalyse
- Indikatorensysteme
- Kombination innovativer Möglichkeiten der Datenerhebung
- Validierung von Verhaltensmessungen in (experimentellen) Umfragen
- Empirische Parametrisierung von Simulationen (zum Beispiel bei agentenbasierten Modellen)
- Qualitätssichernde Maßnahmen bei qualitativen, quantitativen und Mixed-Methods-Ansätzen sowie in der transformativen Forschung

Wir streben die Durchführung einer Präsenzveranstaltung unter Berücksichtigung eines vom Forschungszentrum Jülich ausgearbeiteten Hygienekonzeptes. Sofern dies die COVID-Situation nicht erlauben sollte, werden wir die Frühjahrstagung in Form einer Hybridveranstaltung (Präsenz- und Onlineveranstaltung), im äußersten Fall in Form einer Onlineveranstaltung durchführen.

Organisationsteam:

PD Dr. phil. Jens Jetzkowitz, Helmut-Schmidt-Universität Hamburg

E-Mail: Jens.Jetzkowitz@mfn.berlin

Dr. rer. pol. Hawal Shamon, Forschungszentrum Jülich

E-Mail: h.shamon@fz-juelich.de

Qualität im Hochschulsystem

16. Tagung der Gesellschaft für Hochschulforschung
am 16. und 17. September 2021 in Gießen

Die Wurzeln des Qualitätsdiskurses in der deutschen Hochschulforschung reichen bis in die 1960/1970er Jahre zurück, als sich das Hochschulsystem einer starken Expansion der Studierendenzahlen gegenüber sah. In der Folge rückten Fragen der Qualität in den Fokus. Zugleich wurden gesellschaftliche Erwartungen an die Leistungsfähigkeit des Hochschulsystems insbesondere

als Motor für wirtschaftlichen Wohlstand und technischen Fortschritt adressiert. Jene manifestierten sich in Forderungen nach der (Aus-)Bildung hochqualifizierter Arbeitskräfte. Auch um diesem Anspruch nachzukommen, wurden Maßnahmen studentischer Lehrveranstaltungskritik eingeführt. Gerade die Hochschuldidaktik systematisiert seitdem die Auseinandersetzung zu Qualitätsentwicklung von Studium und Lehre.

Qualität im Hochschulsystem wird in wissenschaftlichen und öffentlichen Diskursen mit unterschiedlichen Konzepten assoziiert, zum Beispiel mit Leistung, Fachlichkeit, Transparenz, Weiterentwicklung, Standardisierung, Effizienz und Rechenschaftslegung. Der konkrete Inhalt dieses Begriffs bleibt jedoch unklar und seine Komponenten schwer erfassbar. Die 16. Tagung der Gesellschaft für Hochschulforschung widmet sich daher der Definition und Analyse von Qualität der Forschung, Lehre, Selbstverwaltung und Transfer.

Viele Ansätze in Wissenschaft, Politik und Ökonomie analysieren, verfolgen und streben Qualitätsinitiativen im Hochschulsystem und deren Anpassung an. Gleichzeitig gibt es Stimmen, die eine Abkehr von Werten des Bildungshumanismus, der Kritikfähigkeit und Emanzipation sowie der politisch-demokratischen Sozialisierung prognostizieren. Diese Diskursspannweite in der Hochschulforschung soll auf der Tagung in Gießen abgebildet werden.

Hochschulen stehen in direktem Bezug zu gesellschaftlichen Wandlungen, die sich in Veränderungen der Hochschulsysteme sowie in wissenschaftlich-gesellschaftlicher Kommunikation niederschlagen. Das Verständnis von Qualität rahmt ihre heutige gesellschaftliche Rolle.

Die Definition von Qualität leitet sich daher auch von den gesellschaftlichen Aufgaben der Hochschulen ab und spiegelt sich in ihren traditionellen, sich weiter ausdifferenzierenden Funktionen Lehre, Forschung, Selbstverwaltung und Transfer. Als auszuformulierende Qualitätskriterien, die Hochschulen aktuell gestalten können, sind zumindest zu benennen:

Forschung

1. Definition und Operationalisierung von Qualitätskriterien in der Forschung, insbesondere Drittmittelerwerb und Publikationen
2. Auswirkungen einer zunehmend in großen Verbänden, international und projektförmig organisierten Forschung
3. Fragen nach Folgen einer strategischen Ausrichtung der Forschung auf Fördermittel

Lehre

1. Definition und Operationalisierung von Qualitätskriterien in Studium und Lehre
2. Ausgestaltung des Zukunftsvertrags Studium und Lehre
3. Qualitätsentwicklung der tertiären Bildung, insbesondere des digitalen, innovativen Lehrens und Lernens

Governance

1. Definition und Operationalisierung von Qualitätskriterien der Verwaltung und Steuerung der Hochschulen
2. Fragen der Finanzierung von Hochschulen, auch da die Anzahl von Studienanfänger*innen nun seit Jahrzehnten erstmals stagniert
3. Fragen der Steuerung durch hochschulische und externe Akteure und Veränderungen der Organisation
4. Bedingungen und Befristungen des wissenschaftlichen Personals und der Hochschulprofessionellen

Transfer, als vierte und jüngste Aufgabe, die Hochschulen übernehmen:

1. Definition und Operationalisierung für Qualitätskriterien von Transfer
2. Theorie-Praxis Verzahnung in der (Aus-)Bildung akademischer Berufe (zum Beispiel Lehrkräfte, medizinisches oder juristisches Personal)
3. Transfer und Kommunikation wissenschaftlicher Erkenntnisse und Verständnisse in die Gesellschaft

Die dargestellten hochschulbezogenen Entwicklungen werden von einer beständigen Diskussion um Qualitätssicherung und -entwicklung begleitet. Vor dem skizzierten Hintergrund des Wandels und der Neubestimmung von Qualität auf den Ebenen der Forschung, Lehre, Selbstverwaltung und Transfer diskutiert die 16. Tagung der Gesellschaft für Hochschulforschung mit dem Titel »Qualität im Hochschulsystem« in Gießen Kontroversen, Potenziale sowie Anforderungen in der Hochschulforschung.

Die 16. Tagung der GfHf strebt an, die Breite und Dialektik von Qualitätssicherung und -entwicklung im Hochschulsystem in verschiedenen Formaten abzubilden. In *Einzelvorträgen* werden Forschungsergebnisse mündlich präsentiert und diskutiert. Jede Präsentation erhält 15 Minuten mit anschließender Diskussion. *Posterpräsentationen* stellen Forschungsprojekte bildlich dar. Die Referent*innen werden jeweils drei Minuten Zeit haben, ihre Poster

der Reihe nach vorzustellen. Danach ist die Möglichkeit gegeben, in Einzelgesprächen Fragen zu diskutieren. In *Symposien* werden drei Einzelbeiträge zu einem Thema gebündelt vorgestellt und diskutiert.

Aufgrund der aktuellen Situation mit dem Coronavirus SARS-CoV-2 und den damit einhergehenden Auflagen für Veranstaltungen, wird für die Tagung ein zusätzliches digitales Konzept entwickelt. Bei vorgeschriebenen Kontaktbeschränkungen und Maximalzahlen von Personen in geschlossenen Räumen soll es möglich sein, die einzelnen Veranstaltungen über einen Streamingdienst zu verfolgen und über eine Chatfunktion zu interagieren. Geplant ist es, dies über die privaten Endgeräte, aber auch über Liveschaltungen in andere (größere) Seminarräume oder Hörsäle zu ermöglichen.

Weitere Informationen finden Sie unter www.uni-giessen.de/gfhf2021 sowie über die Gesellschaft für Hochschulforschung unter www.gfhf.net.

Georg Vobruba **Spannungsabbau**

Ausgangspunkt sind zwei Gemeinsamkeiten von Kritischer Theorie und Soziologie der Kritik: Reflexivität und Immanenz. Allerdings hat dies nicht zu wechselseitigen Verknüpfungen, sondern zu Spannungen geführt. Die Frage ist: Warum eigentlich? Das Spannungsverhältnis wird aus der Konfrontation zwischen klassischer Wissenssoziologie und Kritischer Theorie rekonstruiert. Dann werden die Übergänge von der Kritischen Theorie über normative Kritik zur so genannten immanenten Kritik und schließlich zur Soziologie der Kritik skizziert. Das Ziel des Beitrags ist zu zeigen, dass sich erst auf dieser Grundlage kritische Ansprüche der Soziologie einlösen lassen.

Starting point are two common features of critical theory and sociology of critique: reflexivity and immanence. However, this has not led to reciprocal links, but to tensions. The question is: why actually? The tension is reconstructed from the confrontation between classical sociology of knowledge and critical theory. Then the transitions from critical theory via normative critique to the so-called immanent critique and finally to the sociology of critique are outlined. The aim of the contribution is to show that only on this basis can critical claims of sociology be redeemed.

Matthias Leanza, Axel T. Paul **Kolonialismus und globale Moderne**

Dieser Aufsatz diskutiert den Zusammenhang von Kolonialismus und globaler Moderne. In Reaktion auf die in dieser Zeitschrift geführte Debatte zum Thema kritisieren wir ein zu einfaches Verständnis beider Terme und ihres Wechselverhältnisses. Gegen die bei Meinhof vertretene These vom »genuin kolonialen Charakter der Moderne« erheben wir drei Einwände: (1) die Begriffe »Moderne« und »Kolonialismus« sind zu kompakt und polemisch, um sie ungebrochen, ohne die notwendigen Modifikationen in die soziologische Analyse zu übernehmen; (2) die Erzählung von der kolonialen Herkunft der Moderne ist historiographisch fragwürdig; (3) Meinhofs postkoloniale Kritik an den epistemischen Strukturen der Soziologie arbeitet insofern mit unzulässigen Essenzialisierungen, als sie die Sozial- und Sachdimension wissenschaftlicher Forschung kurzschließt. Im Ergebnis erkennen aber auch wir einen dringenden Bedarf, das Verhältnis von kolonialer Herrschaft und globaler Moderne weitergehend soziologisch zu untersuchen. Dafür ist es notwendig, die unterkomplexe, wenn nicht schlicht falsche These von der »kolonialen Fundierung der Moderne« zu überwinden.

This paper discusses how colonialism and global modernity are connected. In response to the debate on the topic in this journal, we criticize the simplistic understanding of both terms and their interrelation and raise three objections to the »genuinely colonial character of modernity«-claim made by Meinhof: (1) the terms »modernity« and »colonialism« are too compact and polemical to be adopted unaltered, without necessary adjustments, into the sociological analysis; (2) the narrative of the colonial origins of modernity is, in a historiographical regard, questionable; and (3) Meinhof's postcolonial critique of the epistemic structures of sociology operates with essentializing notions, insofar as it short-circuits the social aspects of science with its contents. In the final analysis, however, we do recognize the urgent need for further sociological investigation of the interconnection between colonial rule and global modernity. For this to be successful, it will be necessary to overcome the too simple, if not plainly false, claim of the »colonial foundation of modernity«.

Bernhard Schäfers **Soziologen-Tag in Leipzig 1991**

Nach langen und schwierigen Vorbereitungen konnte im Februar 1990, also zu einem Zeitpunkt als nach dem Berliner Mauerfall am 9. November 1989 der Prozess der Wiedervereinigung Fahrt aufgenommen hatte, die Gesellschaft für Soziologie (GfS) gegründet werden. Die Dynamik der späten Gründung führte sieben Monate nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten im Mai 1991 noch zu einem Soziologen-Tag in Leipzig. Hansgünter Meyer hatte ihn als Vorsitzender der GfS organisiert. Er konnte rund 700 Teilnehmer begrüßen, die von denen ungefähr je die Hälfte aus den alten und neuen Bundesländern gekommen war.

After long and difficult preparations, the *Gesellschaft für Soziologie* (GfS) could be founded in February 1990, i.e. at a point in time when the process of reunification had gained momentum after the fall of the Berlin Wall on November 9, 1989. The dynamics of the late foundation led, seven months after the reunification of the two German states, to a *Soziologen-Tag* in Leipzig in May 1991, organized by the chairman of the GfS Hansgünter Meyer. He could welcome about 700 participants. About half of them came from the old and the new federal states, respectively.

Daniel Drewski

National and regional symbolic boundaries among EU elites

Der europäische Integrationsprozess führt zur Entstehung einer Vielzahl an Feldern und Organisationen jenseits des Nationalstaats, wie beispielsweise die europäischen Institutionen in Brüssel, in denen Akteure aus den unterschiedlichen Mitgliedsstaaten der EU zusammenarbeiten und dabei möglicherweise Erfahrungen und Einstellungen mitbringen, die durch ihre jeweiligen Herkunftsländer und Regionen in der EU geprägt sind. Die Dissertation fragt danach, inwiefern diese im Arbeitsalltag der »europäischsten« Organisation der EU – der Europäischen Kommission – eine Rolle spielen und zur Wahrnehmung »symbolischer Grenzen« zwischen den Beamt*innen führen. Auf der Grundlage von qualitativen Interviews mit Kommissionsbeamt*innen kann gezeigt werden, dass diese einerseits gemeinsame Orientierungsmuster herausgebildet haben. Nationale und regionale Grenzziehungen bleiben aber weiterhin relevant, wenn es um die Ausgestaltung der Organisationskultur und die Wahl der Arbeitssprache, das Berufsethos der Beamt*innen und deren Status und Einfluss innerhalb der Kommission geht. Diese Arbeit leistet damit einen Beitrag zur soziologischen Analyse des europäischen Integrationsprozesses aus der Perspektive der maßgeblich daran beteiligten Akteure.

The process of European integration leads to the emergence of a multitude of fields and organizations beyond the nation state, such as the European institutions in Brussels, in which actors from the different member states of the EU work together. These may carry with them experiences and attitudes that are shaped by their respective countries and regions of origin in the EU. The dissertation asks to what extent these play a role in the daily work of the most »European« organization of the EU – the European Commission – and whether they lead to the perception of »symbolic boundaries« between Commission officials. On the basis of qualitative interviews with Commission officials, it can be shown that on the one hand they have developed common orientations. However, national and regional boundaries remain relevant when it comes to the organizational culture and the choice of a working language, the professional ethos and the officials' status and influence within the Commission. Overall, this study makes a contribution to the sociological analysis of the European integration process from the perspective of the key actors involved.

Alexandra Schauer

Gesellschaftlicher Veränderungswille oder ohnmächtige Angst?

In der soziologischen Zeitdiagnostik hat in den vergangenen Jahrzehnten eine Frage an Bedeutung gewonnen: Wie lassen sich die tiefgreifenden Wandlungsprozesse, die bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts zurückreichen und an der Wurzel gegen-

wärtiger Spannungen liegen, angemessen verstehen? Der Beitrag widmet sich dieser Frage, indem er den Übergang in die Spätmoderne anhand dreier Kreisbewegungen untersucht: Am Wandel der Zeitverhältnisse, der Öffentlichkeit und des städtischen Zusammenlebens wird gezeigt, dass dieser Übergang mit einer radikalen Transformation menschlicher Weltbezüge einhergeht. Die Welt – so das zentrale Argument – wird immer weniger als ein Ort erlebt, der sich durch gemeinsames Handeln politisch gestalten lässt. Angesichts einer Zukunft, die zunehmend unkalkulierbar erscheint, ist an die Stelle eines gesellschaftlichen Veränderungswillens das Gefühl ohnmächtiger Angst getreten. Der Artikel deutet den gesellschaftlichen Umgang mit der Corona-Pandemie als Ausdruck dieser Entwicklung.

In recent decades, social theory has become preoccupied with the urgent question for the roots of contemporary social tensions: How can we adequately understand the profound processes of change that originated in the last third of the 20th century? My article attempts to answer this question by tracing the transition to late modernity in three circular movements. It analyzes the transformation of our notion of time, of the public sphere, and of urban life in order to demonstrate a radical transformation of our relations to the world. In late modernity, so I argue, the world is no longer experienced as a space shaped by collective political action. As the future increasingly appears to be incalculable, a sense of impotence and fear displace social agency. The article interprets the handling of the Corona pandemic as expressing this social transformation.

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei AutorInnen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr AutorInnen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro AutorIn und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je AutorIn nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren AutorInnen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil** »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.



Martin Endreß / Sylke Nissen / Georg Vobruba

Aktualität der Demokratie

Strukturprobleme und Perspektiven

2020, 155 Seiten, broschiert, € 19,95
ISBN 978-3-7799-6427-8

Debatten über die »Krise der Demokratie« sind so jung wie die Demokratie selbst. Gegenwärtig finden sie öffentliche Aufmerksamkeit insbesondere angesichts rechtspopulistischer Herausforderungen.



Michael Schetsche / Andreas Anton (Hrsg.)

Intersozioogie

Menschliche und nichtmenschliche Akteure in der Sozialwelt

2021, 210 Seiten, broschiert, € 24,95
ISBN 978-3-7799-6207-6

Das integrative Forschungsfeld der Intersozioogie untersucht empirisch und theoretisch die soziale Welt mit einer Vielzahl unterschiedlicher Akteure: Menschen, Tiere, künstliche Intelligenzen und manch anderes mehr.



Natan Sznai der

Politik des Mitgeföhls

Die Vermarktung der Geföhle in der Demokratie

2021, 196 Seiten, broschiert, € 16,95
ISBN 978-3-7799-6247-2

Es liegt in der Natur des modernen Kapitalismus, dass Mitgeföhle entsteht – so die These des israelischen Soziologen Natan Sznai ders, der in seinem Essay zeigt, dass die bürgerliche Aufklärung nicht gescheitert ist.

